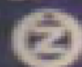
DAN SHOCKER's
Macabros



Nr. 118

DM 1.60

Printed in Germany

STERNENSCHLOSS DES TOTEN GOTTES



Nr. 118

Sternenschloß des Toten Gottes

Über dem riesigen verschnörkelten »H« prangten drei goldene Kronen. Daraus bezog das Hotel seinen Namen.

»The Three Crowns Hotel« war etwas von der belebten Straße zurückgebaut. Sein eleganter gläserner Eingang strahlte in heller Beleuchtung wie der Buchstabe mit den goldenen Kronen.

Hinter geschlossenen Fenstern brannten die Lüster.

Die Straße zwischen dem Hotel und dem offenen Meer befand sich etwa fünfzig Schritte vom Eingang entfernt.

Die Frau, die gerade heraustrat, war eine Klasse für sich und zog die Blicke der Männer an, die in der Vorhalle bei einem Drink saßen oder gelangweilt eine Zeltschrift durchblätterten.

Clarissa Hiller war für das Leben geschaffen. Sie liebte es, mit allen Sinnen und seinen vielen Schönheiten. Sie liebte Schmuck, hübsche Kleider, Partys und alles, was das Dasein lebenswert machte. Sie besaß auch alles, was sie sich wünschen konnte.

Clarissa war eine Traumfrau, bewegte sich mit der Eleganz und Leichtigkeit einer Tänzerin und war befreundet mit einem der reichsten Männer Londons: Ronald Myers, einem Transportunternehmer und Inhaber großer Aktienpakete zahlreicher anderer Firmen.

Die junge Frau hätte glücklich sein müssen, aber das Gegenteil war der Fall. Sie war todunglücklich, denn der Mann, der sie zwang, an seiner Seite zu leben und alles mit ihm zu unternehmen, war ein Teufel in, Menschengestalt.

Er besaß Fähigkeiten, die ein Mensch nicht besitzen konnte…

Nur Clarissa wußte es. Er hatte es ihr demonstriert. Andere, Außenstehende, die mit diesen ›besonderen Fähigkeiten‹ Bekanntschaft gemacht hatten, lebten nicht mehr…

Clarissas Dasein war voller Ängste und Bitterkeit. Sie konnte, und wollte nicht mehr.

Seit Wochen war ihr klar, daß sie irgendwann eine Gelegenheit finden würde, sich abzusetzen.

Für immer.

Es blieb ihr der Weg in den – Tod…

*

Dazu war sie entschlossen, die Gelegenheit günstig.

Myers nahm an einem Kongreß im Seebad Brighton teil.

Mit seinen Kollegen und Geschäftsfreunden saß er in der Bar. Die meisten hatten ihre Frauen oder Freundinnen mitgebracht. Bis vor wenigen Minuten noch hatte sich auch die schöne Tänzerin dort aufgehalten, und manchen Drink mehr als gewöhnlich zu sich genommen. Sie fühlte sich leicht und beschwingt. Beinahe glücklich.

Aber Roland Myers und seinen Freunden hatte sie vorgetäuscht, unter unerträglichen Kopfschmerzen zu leiden.

Sie wolle eine Tablette zu sich nehmen, und dann für zehn Minuten oder eine Viertelstunde ausspannen… Danach – so hatte sie versprochen – würde sie wieder in die Bar kommen.

Aber in Wirklichkeit dachte Clarissa nicht daran.

Von der Bar aus lief sie direkt zum Hotelausgang.

Ihre Schritte waren unsicher. Man merkte ihr an, daß sie Alkohol genossen hatte.

Clarissa Hiller atmete tief die kühle, feuchte Luft ein, die vom Meer herüberwehte.

Trotz der vorgerückten Stunde herrschte auf der Uferpromenade nach Newhaven noch reger Verkehr.

Zum Strand hinunter führte ein ampelgesicherter Fußgängerüberweg, bei dem um diese späte Stunde nach Bedarf durch Knopfdruck geschaltet werden konnte.

Diese Regelung hatte man kürzlich eingeführt, um den fließenden Verkehr nicht unnötigerweise zu unterbrechen.

Am Straßenrand parkten viele Autos.

Rund zehn Meter von dem offiziellen Obergang entfernt, lief die junge Frau zwischen zwei stehenden Fahrzeugen auf die Fahrbahn, blickte nicht nach links und nach rechts lief direkt in den Verkehr hinein…

*

Der Fahrer des goldbraunen amerikanischen Chevrolet sah aus den Augenwinkeln noch die schattenhafte Bewegung.

Er zuckte zusammen, wie unter einem Peitschenschlag warf er den Kopf herum.

Da krachte es auch schon…

Die unvorsichtige Passantin wurde vom linken Kotflügel erfaßt und in die Höhe geschleudert.

Wie eine große Puppe rutschte der Körper über die Kühlerhaube, riß die Scheibenwischer ab und landete auf der entgegengesetzten Seite des Wagens.

Der Fahrer bremste. Die Reifen quietschten und zogen bei dem heftigen Manöver blaue Rauchfahnen hinter sich her.

Gleichzeitig riß der Fahrer geistesgegenwärtig seinen Wagen nach links hinüber, um das Opfer nicht auch noch zusätzlich zu überfahren.

Aber das Nachfolgefahrzeug…

Erneut quietschten Bremsen. Es schepperte, als dieser Fahrer instinktiv dem mitten auf der Straße liegenden Körper auswich und sein schlingerndes Gefährt auf einen parkenden Wagen setzte, weil er

es nicht mehr schaffte, durch eine Lücke zwischen zwei Fahrzeugen zu steuern und auf den darunterliegenden Bürgersteig zu rollen.

Blech wurde verbeult, die Windschutzscheibe platzte, als wäre sie von einem unsichtbaren Hammer getroffen worden. Tausende kleine Splitter sirrten durch die Luft, prasselten auf die anderen geparkten Autos und den Asphaltbelag und landeten noch in zehn Meter Entfernung auf der hölzernen Verkaufstheke eines um diese Zeit geschlossenen Zeitungs-Kiosks. Es sah aus, als wäre in unmittelbarer Umgebung ein Hagelschauer niedergegangen.

Weitere Autos stoppten.

Der Fahrer des Chevrolet drückte beiläufig auf die Taste, die die Blinkanlage einschaltete, und sprang auch schon aus dem Fahrzeug.

Schnell näherte sich der große schlanke Mann dem reglosen Opfer.

Die Frau lag mit dem Rücken auf der Straße.

Äußerlich war – auf den ersten Blick zumindest – keine Verletzung zu erkennen.

Der Mann ging neben der Liegenden in die Hocke.

Die Augen der Verunglückten waren weit aufgerissen. Ihr feucht schimmernden Lippen waren leicht geöffnet, ein kaum hörbares Stöhnen drang aus der Kehle.

»… nein… nicht… zurück… fahren Sie… über mich… hinweg… bitte…«

Der Mann glaubte, nicht recht zu hören: Eine Selbstmörderin, die sich absichtlich in den vorbeifahrenden Wagen gestürzt hatte!

»My… ers… ist ein Teufel… er kann jeden töten…, der ihm im Weg… steht…«

Was hatte das nun wieder zu bedeuten?

»… nur durch… seine… Gedanken… er quält mich… sehr…«

Dann erstarb plötzlich die Stimme.

Aus den haltenden Autos kamen weitere Insassen gelaufen, auch einige neugierige Passanten fanden sich schnell ein.

»Einen Arzt, schnell!« rief der Mann, vor dessen Räder die Tänzerin sich geworfen hatte. »Polizei verständigen… Rettungswagen, schnell!«

Jemand lief zum Hotel zurück, um von dort aus telefonisch Hilfe anzufordern.

Fünf Minuten später trafen Polizei- und Rettungswagen ein. Die Straße unweit des »The Three Crowns Hotels« sah aus wie belagert…

*

Der kleine Junge saß in seinem Zimmer mitten auf dem bunten Teppich, in den Micky-Maus-Figuren und Comic-Helden gewebt waren. Der Teppich war das Geschenk einer Tante aus Auckland in Neuseeland, wohin sie mit ihren Kindern vor drei Jahren gezogen war.

Aber Aunt Liz, wie er die grauhaarige nette Tante nannte, von der eine große bunte Fotografie an der Wand hing, schrieb goldige Briefe und schickte zu jedem Fest ein großes Paket.

Ob Ostern, Weihnachten oder Geburtstag: die Geschenke trafen stets pünktlich bei Bobby ein, und Aunt Liz verstand es immer wieder, den Buben zu überraschen.

Das Paket, das heute aus dem fernen Erdteil in dem kleinen Ort Tolworth, vierzig Meilen südwestlich von London eintraf, enthielt wieder eine wahre Überraschung und kam zum richtigen Zeitpunkt.

Bobby war krank.

Vor fünf Wochen war er unglücklich vom Fahrrad gestürzt und hatte sich das linke Bein gebrochen.

Es war eingegipst und sah aus wie eine Kalkwand, auf der jedermann mit farbiger Kreide und Buntstiften herumgekritzelt hatte.

Strichmännchen, Pferde, Namen und allerlei billige Sprüche hatten Bobbys Freunde darauf verewigt.

In den ersten Tagen nach seinem Unfall war der Junge ständig von Besuchern umlagert gewesen, so daß er oft nicht wußte, wem er sich zuerst widmen sollte.

Dann hatte der Besucherstrom nachgelassen.

Bobby war wieder öfter allein mit seinen Spielen, Spielzeugen, Büchern – und seinen Phantasie.

Er hatte schon früh eine blühende Phantasie entwickelt. Das kam wahrscheinlich daher, daß er oft krank und damit allein gewesen war. Schon als kleiner Junge hatte er immer Rücksicht auf seine Gesundheit und seinen Körper nehmen müssen. Die Ärzte verboten ihm das Herumtoben. Etwas stimmte mit seinen Knochen nicht. Wenn er stürzte, bestand die Gefahr, daß sie brachen wie Glas. Deshalb lagen schon langwierige und schmerzhafte Behandlungen hinter ihm. Es hatte sich einiges gebessert, doch der letzte Unfall zeigte, daß man die Sache noch immer nicht im Griff hatte.

Zwar durfte er das Bett verlassen, aber kaum sein Zimmer.

In dem kleinen, gemütlichen Haus war er nach wie vor oft allein.

Sein Vater kam nur selten, um nach ihm und der Mutter mal zu sehen. Die Eltern lebten getrennt, und seine Mutter mußte arbeiten, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Vom Vater kam hin und wieder eine Zahlung. Das alles wußte Bobby.

Er vermißte seinen Vater nicht, der jähzornig und aufbrausend gewesen war, und es nie verstanden hatte, sich mit ihm abzugeben.

Auch dies war mit ein Grund gewesen, weshalb der Junge sich immer mehr zurückgezogen hatte.

Er empfand die Einsamkeit nicht so schlimm, wie mancher Außenstehende vielleicht dachte.

Bobby verstand es, sich zu beschäftigen.

Er mußte die Zeit bis zur Mittagspause herumbringen. Dann kam seine Mutter, die in einem Altenwohnheim beschäftigt war. Von dort brachte sie auch das Mittagessen mit.

Danach mußte sie wieder gehen, und es wurde meistens Abend, bis sie wieder kam. Im Heim gab es stets viel Arbeit, und Bobbys Mutter blieb manchmal länger, um ihr Gehalt aufzubessern.

Um so länger aber mußte der Junge sich allein beschäftigen.

Manchmal sah eine Nachbarin nach ihm, die Schlüssel hatte, manchmal sahen die Freunde herein, aber die Urlaubszeit hatte begonnen, und die meisten waren weg.

Bobby packte das Paket aus, das ihm der Briefträger durch das geöffnete Fenster hereingegeben hatte.

Der Junge löste die Verschnürung, dann das Papier, legte die Abfälle fein säuberlich zusammen und öffnete dann die Sendung.

In Geschenkpapier war eine flache Schachtel eingepackt, ohne Aufdruck, so daß er keine Vorstellung vom Inhalt hatte.

Als Bobby den Deckel der Schachtel abnahm, war er fast enttäuscht über seine Entdeckung. Flache Bausteine, die jeweils links und rechts einen Buchstaben trugen…

Ein Brief lag dabei.

Bobby las ihn.

»Lieber Bobby,

ich war heute einkaufen und habe etwas ganz Tolles für Dich gefunden.

Ein Buchstabenspiel.

Wahrscheinlich wirst Du im ersten Moment enttäuscht sein, nur diese flachen Holzklötze zu sehen. Aber sie sind etwas Besonderes.

Der Händler – (er verkauft nur alte Dinge) – behauptet, sie würden Zauberkraft besitzen.

Du wolltest doch schon immer einen Zauberkasten haben. Das ist einer! Mit ihm kannst Du mehr anfangen, als nur stupide Kartentricks vorführen oder Tücher aus Behältern zaubern.

Setz’ dir einfach Wörter zusammen, die Dir gefallen…«

Bobby unterbrach die Lektüre des Briefes und nahm einige Bausteine zur Hand, betrachtete sie mißtrauisch und schüttelte dann irritiert den Kopf.

Der Junge las weiter.

»… Wahrscheinlich wirst Du fragen, worin der Sinn eines solchen Spiels besteht?

Schließlich verliert man sehr schnell die Lust, einfach nur Wörter zusammenzulegen. Das wirst Du sicher jetzt denken, nicht wahr…?«

Recht hatte sie, die Tante .

»Probier’s selbst aus. Du bist ein phantasiebegabter Junge. Nicht jeder ist so. Dir werden bestimmt ganz ausgefallene Wörter einfallen.

Und nur darauf kommt es an!

Du wirst bestimmt viel Freude mit den magischen Buchstaben haben… probier's aus, und Du wirst mir recht geben…«

Bobby legte den Brief beiseite und wendete sich den Holztäfelchen mit den dicken schwarzen Buchstaben zu.

Er nahm sie wahllos in die Hand. Sie fühlten sich leicht an, waren auch nicht mehr ganz neu. Das Holz dunkelte, und alle Buchstaben waren kaum mehr einwandfrei gefärbt.

Ein alter Kasten, mit dem schon andere gespielt hatten!

Bobby schüttete die Schachtel schließlich vor sich aus und begann, die Buchstaben nach dem Alphabet zu ordnen.

Er schnupperte an den Bausteinen. Sie verströmten keinen angenehmen Duft, rochen scharf und pfeffrig, als hätten sie lange Zeit in einem Gewürzschrank gelegen.

Bobbys Gesicht spiegelte wider, was er in diesen Sekunden dachte und fühlte.

Es war das schlechteste Geschenk, das Aunt Liz ihm jemals geschickt hatte.

Er fand es langweilig, nichtssagend.

Gut, er könnte sich schon ein paar ausgefallene Wörter einfallen lassen, das bereitete ihm überhaupt keine Schwierigkeiten. Aber die konnte er ebenso gut mit bunten Farbstiften auf einen Zeichenblock malen. Das war sogar noch schöner. Wegen der Farbe. Diese Buchstaben, schwarz auf Holzplättchen gepinselt, waren unansehnlich und häßlich. Interessanter würden sie vielleicht dadurch werden, wenn man sie mit Wasserfarben anmalte. Bobby fand diese Idee gut und nahm sich vor, sie noch heute in die Tat umzusetzen. Aber erst wollte er sehen, ob wirklich alle Buchstaben vorhanden waren.

Von den Selbstlauten gab es besonders viele. Jeweils zehn. Mitlaute waren in geringerer Anzahl vorhanden.

Einige Minuten starrte der Junge auf das Buchstabenfeld und nahm sich dann den ersten heraus.

Er tat es ganz mechanisch und legte auf die Seite ein ›A‹. Als nächsten Buchstaben ein ›Z‹ rechts daneben, entschloß sich dann aber anders und reihte den Buchstaben schließlich vor dem ›A‹ ein.

»Za…« murmelte Bobby, griff ein ›N‹ und legte es an.

Dann wollte er nach einem ›Ü‹ greifen, zuckte aber davor zurück.

Einen Moment schien es, als hätte er es sich anders überlegt. Aber der Schein trog.

Bobby Failman erkannte nicht, was er wirklich tat. Seine Hand wurde geführt… aber das wurde ihm nicht bewußt…

*

Er reihte insgesamt acht Buchstaben aneinander, die einen Namen ergaben.

»Z-a-n-e-r-o-t-h…«, las er leise. »Ein komischer Name…«

Er unterbrach sich, weil er im selben Moment draußen im Flur ein Geräusch vernahm.

Leise klappte eine Tür.

Bobby blickte auf.

Er vernahm Schritte im Haus und erwartete, daß jeden Augenblick die Tür zu seinem Zimmer aufging.

Nichts dergleichen geschah.

Die Schritte entfernten sich nach oben.

»Missis Hangsley?« rief er laut mit seiner hellen, klaren Stimme. »Sind Sie da?«

Sein Ruf verhallten. Eine Antwort erfolgte nicht.

Alles war wieder still.

Bobby Failman hielt den Atem an und lauschte.

Nein, da war nichts. Offenbar hatte er sich getäuscht. Es wäre auch seltsam gewesen, wenn Mrs. Hangsley, die Nachbarin, so kurz vor der Lunchzeit noch mal herübergekommen wäre. In einer Viertelstunde etwa kam seine Mutter nach Hause. Dann mußte er wieder ins Bett.

Wie er das haßte!

Er vergaß, daß er glaubte, ein Geräusch vernommen zu haben.

Nachdenklich wendete er sich wieder seinen Buchstaben zu.

»Z-a-n-e-r-o-t-h…«, wiederholte er noch mal leise.

Plötzlich klopfte es ans Fenster.

Bobby warf den Kopf herum.

Das Fenster war nur angelehnt, der Blick führte hinaus in den Garten.

»Ja?« fragte der Junge. »Wer ist denn da?«

Erheben konnte er sich nicht. Morgens, nach dem Besuch von Mrs. Hangsley, ließ er sich meistens auf den Boden setzen, weil er da mehr Dinge vor sich ausbreiten konnte als im Bett. Und dann mußte er warten, bis wieder jemand nach Hause kam, um ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. Das Gipsbein durfte selbst nach wochenlangem Krankenlager noch nicht wieder belastet werden.

Seine spezielle Krankheit verlangte diese besondere Rücksichtnahme.

»Ja? Hallo!« wiederholte er seine Frage. »Ist da jemand?«

»Ich bin's…«, antwortete eine fremde Stimme.

»Wer ist ›Ich‹? Ich kann dich nicht sehen, warum zeigst du dich nicht? Verbirgst du dich unterhalb des Fensters?«

»Nein.«

»Wo dann?«

»Ich steh direkt zwischen den Bäumen…«

Bobby Failman war verärgert. Nachdenkliche Falten furchten seine Stirn.

Er rutschte auf dem Boden so weit herum, daß er das Fenster gut im Blickfeld hatte.

Er sah auch die beiden Bäume. Es waren zwei mächtige Eichen, mehr als hundert Jahre alt.

An der Stelle, wo Großvater einst dieses Haus gebaut hatte, stand vorher ein noch älteres, das man völlig abgetragen hatte. Von diesem Haus gab es noch einige Steine, die im Fundament des neuen Gebäudes verwendet worden waren. Und aus dieser Zeit stammten auch noch die Eichen, zwischen denen eine Schaukel hing, wo seine Mutter schon als kleines Madchen lustig war.

»Du lügst«, rief Bobby. »Ich kann dich nicht sehen...«

»Noch nicht... ich weiß... Ich bin... unsichtbar...«

»Unsinn! Jetzt machst du Quatsch. Komm' und zeig dich...«

»Es geht wirklich nicht. Glaub' es mir...«

Bobby atmete tief durch.

Hörte er die Stimme wirklich – oder bildete er sie sich nur ein?

Er mußte einige Jahre zurückdenken, als er noch jünger war.

Da hatte er oft mit erfundenen Gestalten und Helden gesprochen, um sich während langer Krankenlager die Zeit zu vertreiben.

In seiner Phantasie waren die Helden aus den unheimlichen und abenteuerlichen Geschichten lebendig geworden. Er hatte sie vor sich gesehen, und sie nahmen ihn mit in fremde Länder, rätselhafte Reiche, und er erlebte mit ihnen gemeinsam die ungewöhnlichsten Abenteuer.

Früher hatte er oft seiner Mutter davon erzählt.

Sie lächelte über die Phantasie, die er an den Tag legte, und hielt das alles für eine Übergangserscheinung. In diesem Alter ging mit Mädchen und Jungen die Phantasie durch, das war ganz natürlich so. Bei einem Kind, das krank war, trat dieser Zustand noch verstärkt hervor. Doch eines Tages legte sich das.

Bobby rutschte weiter zum Fenster vor. Die Brüstung war niedrig, so daß er bequem darüber hinwegsehen konnte. Aber erheben konnte er sich nicht.

Der Junge ließ den Blick über die Rasenfläche, die Beete und vor allem über die Dunkelzone zwischen den beiden mächtigen Eichen schweifen. Die riesigen Kronen ragten weit über das Hausdach und verzweigten sich.

Früher, als er auch in diesem Zimmer lag, Stunde um Stunde las und dann seine Gedanken in die Ferne und die Welt seiner Phantasie vorstoßen ließ, war es ihm oft so gewesen, daß gerade im Halbdunkel unter den Kronen und zwischen den Stämmen der Eichen Gestalten zu erkennen waren, wie er sie sehen wollte.

Aber jetzt – hörte er nur eine Stimme. Doch eine Gestalt sah er

immer noch nicht.

»Du bist nicht da«, sprach er einfach.

»Doch«, klang es zurück. Die Stimme klang dunkel, sehr männlich und zwingend…

»Dann zeig' dich.«

»Später. Nicht jetzt…«

»Warum nicht jetzt?«

»Weil es noch nicht geht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Du hast meinen Namen erst zweimal genannt. Aber dreimal insgesamt mußt du ihn aussprechen, wenn du ihn schon erfunden hast.«

»Ich habe keinen Namen erfunden.«

»Doch… Darin warst du schon immer groß. Zaneroth… hast du mich getauft!«

Bobby fuhr zusammen. »Ich habe den Namen aus Buchstaben einfach zusammengesetzt, ohne mir etwas dabei zu denken.«

»Vielleicht hast du dir doch etwas dabei gedacht. Du sehnst dich nach Freunden, nicht wahr?«

»Ja«, gab er kleinlaut zu.

»Ich bin dein Freund, Bobby… Ich bin Zaneroth, wenn du es willst, werde ich von nun an öfter bei dir sein. Ich kann dir helfen.«

»Wie willst du das tun?«

»Ich kann dich zum Beispiel – gesund machen…«

Bobby Failmans Augen begannen zu glänzen. »Herrlich! Dann tu' es… In ein paar Minuten kommt meine Mutter. Wenn ich ihr ohne Gipsbein entgegentrete, fallen ihr die Augen aus dem Kopf…«

»So einfach geht das nicht.«

»Du bist ein Angeber.«

»Ich werde dir beweisen, daß ich alles kann, was ich dir sage. Aber – es braucht seine Zeit… Sprich ein drittes Mal meinen Namen aus…«

»Schön. Z-a-n-e-r-o-t-h…«

Da sah Bobby Failman wirklich etwas.

Im Halbdunkeln zwischen den Bäumen bewegte sich etwas Schattenhaftes. Es war etwa so groß wie ein Kind, dunkelbraun und pelzig und hatte große braune Augen. Wie ein Bär…

Bobby starrte so intensiv zwischen die Bäume, daß ihm die Augen brannten. Da mußte er sie fest zusammenkneifen, und als er sie wieder öffnete, war alles wie vorher.

Er sah – niemand…

Also hatte er sich die Bewegung nur eingebildet?

Es schien, als hätte das unbekannte Wesen seine Gedanken erraten.

»Ich bin noch immer da. Es ist allerdings schwierig, mich bei Tageslicht zu sehen«, fuhr die Stimme fort. »Ich werde

wiederkommen, wenn es dunkel wird. Dann werde ich dich gesund machen… heute abend… oder heute nacht… Dann wirst du mich auch sehen können. Du mußt nur das Fenster zu deinem Zimmer geöffnet lassen…«

»In Ordnung. Das werde ich tun…« Er hatte schon früher oft die Stimmen seiner ›Helden‹ gehört und mit ihnen auch Zwiegespräche geführt. Aber das alles war niemals so echt gewesen wie das, was jetzt geschah.

»Ist das alles auch wirklich wahr?« fragte er, als wieder Stille eingekehrt war.

»Willst du einen – Beweis?«

»Oh ja!«

»Gut. Dann wirf das Packpapier aus dem Fenster. Es liegt doch nur unnütz auf dem Boden herum und dir im Weg… Ich will es vor deinen Augen verbrennen…«

»Aber Feuer im Garten, Zaneroth… ist das nicht gefährlich? So nahe am Haus, bei den Bäumen…«

»Unsinn. Ich paß schon auf. Also willst du oder willst du nicht?«

»Doch, ich will…«

Mit dem gesunden Fuß schob der Junge das zusammengeknüllte Papier und die Schnüre so weit nach vorn, daß er den Berg Abfall mit den Händen greifen konnte.

Bobby ballte alles noch mehr zusammen und warf den ganzen Abfall schließlich in zwei Etappen aus dem niedrigen Fenster.

Gebannt starrte er auf die Stelle, wo das Papier angekommen war.

Nun mußte sich zeigen, ob Zaneroth wirklich durch die Zauberbuchstaben von Tante Liz zu diesem Besuch angeregt worden war.

Das Papier draußen lag noch genau so, wie er es aus dem Fenster geworfen hatte. Seine Mutter würde schimpfen, wenn sie nachher nach Hause kam und er ihr noch die Aufräumarbeit im Garten zumutete… Wenn…

Das Papier raschelte.

Es bewegte sich, als würde ein leiser Windhauch hineinfahren.

Aber – es herrschte kein Wind. Die Luft war vollkommen ruhig…

Dennoch – das Papier bewegte sich noch immer und wurde wie von unsichtbaren Händen neben den Wegrand geschoben, auf einen großen Sandfleck, rund drei Meter von der Hauswand entfernt.

Bobby hielt den Atem an und schluckte.

»Das glaubt mir keiner«, wisperte er, ohne daß es ihm bewußt wurde, und er konnte den Blick nicht von der Stelle wenden. »… wenn ich davon jemand etwas sage, halten sie mich für verrückt…«

Eine Flamme sprang aus dem Papierberg draußen vor dem Haus. Der Rand des ganz unten liegenden braunen Packpapiers wurde

schwarz, das Feuer fraß sich immer weiter und ergriff dann die beiden Knäuel und die Schnüre.

Blauer Rauch stieg empor, verteilte sich zwischen den beiden mächtigen Kronen und zog davon.

Ein kleiner Ascherest blieb übrig, der kurz nachglühte. Dann war das Papier vernichtet.

»Nun, glaubst du mir, daß ich wirklich da bin, auch wenn du mich nicht siehst?« vernahm Bobby die lauernde Stimme. Es war etwas in ihrem Tonfall, das nicht so ganz freundlich klang, aber es entging ihm.

»Ja!« entgegnete er erfreut und sprach aus dem Fenster, ohne jemanden zu sehen.

»Dann kannst du mir auch alles andere glauben«, fuhr die Stimme fort. »Du kannst dich auf mich verlassen… Es kommt natürlich ganz darauf an, ob du mich auch sehen willst.«

»Und ob ich das will!«

»Sag' das nicht so leicht hin… mein Aussehen könnte dich erschrecken. Ich bin… kein Mensch – sondern ein Geist…«

»Weiß ich. Und Geister sehen immer anders aus, als Menschen sie sich vorstellen.«

»Klug geantwortet. Woher weißt du das?«

»Ich lese gern unheimliche Geschichten und Bücher, in denen etwas über Spukschlösser und Geister steht.«

»Dann wirst du keine Angst haben, wenn ich im Dunkeln zu dir komme?«

»Nein.«

»Gut. Dann warte auf mich. Morgen, Bobby, ist dein Gips verschwunden, und du wirst nie wieder krank sein.«

Es war das letzte, was er von der Stimme hörte.

Gleich darauf vernahm er Geräusche im Haus.

Schritte im Zimmer über ihm!

Bobby Failman starrte zur Decke und konnte in Gedanken verfolgen, wohin die Schritte sich bewegter!.

Wer war außer der Stimme noch im Haus, fragte er sich im stillen.

Dann waren die Schritte an der Treppe, kamen dumpf und schwer herunter… Schritte, wie sie am ehesten von einem Mann stammten, der durch das Haus ging.

Bobby wurde es mulmig zumute. Er merkte, wie seine Handflächen feucht wurden.

Eine halbe Minute waren die Geräusche ganz deutlich zu hören. Er bekam mit, wie die Haustür geöffnet wurde und wieder ins Schloß klappte.

Bobby Failman verstand das alles nicht.

Er rutschte auf dem Boden vorwärts und wollte gerade, da fast alles vorbei war, einen Blick in den Hausflur werfen.

Plötzlich vernahm der Junge Motorengeräusch.

Ein Auto näherte sich dem Haus, ein dunkelroter Mini Cooper, gelenkt von Susan Failman, Bobbys Mutter.

Der Junge kannte das Geräusch des Motors genau. Den Wagen selbst konnte er nicht sehen, da die Straße auf der anderen Seite des Hauses entlangführte.

Wie der Weg zum Haus…

Da überlief es Bobby eiskalt, als er daran dachte. Seine Mutter kam genau in dem Moment, als der Fremde das Haus verließ. Sie mußte ihm direkt in die Arme laufen…

*

Susan Failmans schnelle Schritte hallten auf dem Plattenweg.

Die Frau trug ihre Handtasche am Unterarm, in beiden Händen hielt sie zwei große Speise-Thermoskannen.

Nur eine Stunde Mittagspause stand ihr zu Verfügung. Davon abrechnen mußte sie den Fahrweg von insgesamt einer Viertelstunde, hin und zurück.

Susan Failman war Anfang Vierzig, wirkte aber älter. Um Augen und Mundwinkel lagen tief eingegrabene Falten. Die Haut war grau, das kurze Haar stumpf. Man sah der Frau an, daß sie schwere Zeiten durchgemacht hatte, daß das Leben sie aufrieb und ihr keine Zeit zur Erholung ließ.

Als sie die Haustür hinter sich ins Schloß drückte, hellte ihre Miene sich auf.

»Ich bin da, Bobby!« rief sie durch den Hausflur.

»Schon gehört«, klang es nicht minder fröhlich zurück.

Noch bevor sie das Essen in den Teller füllte, suchte sie das Zimmer auf, in dem Bobby wartete. Sie gab ihm einen Kuß zur Begrüßung, unterhielt sich mit dem Jungen und war ihm auf die Beine behilflich.

Im Zimmer stand ein kleiner, hochbeiniger Tisch mit einer sauberen weißen Decke.

Bobbys Stuhl wurde dicht herangerückt, sein steifes, vergipstes Bein lag ausgestreckt auf einem Hocker, so daß er bequem sitzen konnte.

»Heute gibt’s nur Eintopf. Mit viel Fleisch und Wurstscheiben allerdings… ich denke doch – auch wenn das nicht deine Lieblingsspeise ist – werden wir dich wohl satt kriegen…«

Sie unterhielten sich in der kurzen Zeit, die sie zusammen waren, angeregt.

»Du hattest Besuch, wie ich sehe«, spielte Susan Failman dann auf die vermeintlichen Spielplättchen an. »Waren Georgie da – oder

Peggy? Sind sie wieder durchs Fenster geklettert…«

»Weder Georgie noch Peggy waren da.«

»Und wo hast du das Spiel da auf dem Boden her?«

»Von Aunt Liz…«

»Sie hat dir etwas geschickt? Das ist ja wunderbar. Was ist es denn?«

Noch ehe Bobby darauf antworten konnte, fuhr Susan Failman schon fort. »Aber – ich sehe gar kein Packpapier… wo hast du es hingetan?«

»Mein neuer Freund hat es gleich verbrannt. Er meinte, dann hättest du weniger wegzuräumen…«

»Bobby! Ihr solltet hier nicht zündeln, das weißt du doch!« konnte sie ihm den Vorwurf nicht ersparen. »Da kann viel passieren. Wo hat er das Packpapier verbrannt?«

»Draußen im Garten. Auf der Erde. Da kann wirklich nichts passieren, Mann…«

Susan Failman erhob sich und warf einen Blick in den Garten und auf den Weg.

»Wo ist denn die Asche?« fragte sie irritiert.

Die Stelle, die Bobby ihr angab, war sauber. Auf dem Boden waren keine Brandspuren zu entdecken.

»Ich kann nichts sehen«, fügte Susan Failman hinzu.

»Da kannst du mal sehen, wie ordentlich er war. Er hat alles weggeräumt.«

Doch auch damit war Mrs. Failman noch nicht zufrieden.

»Was ist denn das für ein neuer Freund?« wollte sie wissen.

»Zaneroth heißt er.«

»Z-a-n-e…«, schüttelte sie den Kopf. »Komischer Name.«

»Er ist kein gewöhnlicher Mensch.«

»Das habe ich mir fast gedacht. Wenn man so heißt… Wo ist er denn jetzt und vor allen Dingen, wo kommt er denn her?«

»Durch die Buchstaben-Steine von Aunt Liz, Mam«, beantwortete Bobby wahrheitsgemäß die letzte Frage zuerst. »Ich habe einen Namen erfunden – und er hat zu ›ihm‹ gepaßt… Das sind keine gewöhnlichen Buchstaben, mußt du wissen. Erst fand ich sie auch ziemlich langweilig und einfallslos. Ein solches Geschenk paßt eigentlich nicht zu Aunt Liz. Die hat sonst immer prima Einfälle. Ich war schon enttäuscht, als ich die Steine auspackte. Aber dann las ich Aunt Liz' Brief… sie hat mir geschrieben, daß es keine gewöhnlichen, sondern Zauber-Steine sind.«

Susan Failman musterte ihren Sohn mit leicht geneigtem Kopf.

»Bobby, was sollen diese Geschichten? Kannst du nicht bei der Wahrheit bleiben?«

»Aber, Mam…, es ist die Wahrheit!«

Susan Failman seufzte. Sie kannte ihren phantasiebegabten Sohn, der ihr schon die haarsträubendsten Geschichten erzählt hatte. Das war seine Art, und sie bekam diese ›Münchhausen-Geschichten‹, wie sie sie immer bezeichnete, einfach nicht aus ihm heraus.

Er blieb dabei und schmückte das Ganze sogar noch aus, in dem er behauptete, daß Zaneroth irgendwann am Abend wiederkommen und sich zeigen wolle. Die Dunkelheit sei sein Metier.

»Ich habe angenommen, daß du ihm sogar begegnet bist«, sagte er, als würde es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt handeln.

»Wieso… sollte ich… ihm begegnet… sein?« fragte Susan Failman stotternd.

»In dem Moment, als du hier eintrafst, Mam, verließ er das Haus…«

*

Sie schluckte. Es war höchste Zeit, um eine Diskussion über Bobbys Phantasie zu beginnen. Aber die hatte sie nicht. So nahm die Frau dies von der heiteren Seite und wollte am Abend noch mal darauf zurückkommen. Außerdem reifte in ihr der Plan, für nachmittags den einen oder anderen Freund aus der Nachbarschaft holen zu lassen, damit er Bobby die Zeit vertrieb, und die beiden gemeinsame Spiele machten.

Diese Geschichten, die er zum besten gab, waren typisch für ihn. Susan Failman machte sich Sorgen um Bobby. Er war zu oft und zu lange allein… es mußte eine Änderung geben! Dumm war dabei die Sache mit seinem Unfall. Das warf ihn um Monate zurück.

Sie nahm ihren Sohn in den Arm und tätschelte seinen blonden Schopf. »Ich werde mich heute beeilen«, versprach sie ihm. »Und früher nach Hause kommen.«

»Fein, Mam! Dann kannst du Zaneroth kennenlernen… Ich bin sicher, daß er nichts dagegen hat, wenn ich euch einander vorstelle.«

»Na, dann bin ich 3a beruhigt.«

Doch so beruhigt, wie sie sich gab, war sie keineswegs. Aber sie ließ es Bobby gegenüber nicht merken.

Susan Failman lenkte ihn ab und bat ihn, den Brief lesen zu dürfen, der von ihrer Schwester kam.

Das machte alles nur noch schlimmer.

Der Brief war nicht auffindbar, obwohl Bobby sie suchen ließ.

»Vielleicht liegt er unter den Buchstaben-Plättchen…«

Das war nicht der Fall.

»Das verstehe ich nicht, Mam. Ob er unter den Teppich gerutscht ist?«

Sie sah auch dort nach. Unter dem Papierkorb, dem Schreibtisch

und dem Bücherregal ebenfalls.

Der Brief war nirgends zu sehen.

»Dann… muß Zaneroth ihn aus Versehen mit… verbrannt… haben!« stammelte Bobby und sah traurig aus.

»Wir werden noch mal über alles sprechen, wenn ich zurück bin, Bobby«, sagte die Mutter und kämpfte mit Tränen, als sie durch den Hausflur ging.

Bobby lag wieder im Bett, hatte Bücher und Spiele in Griffnähe neben sich und auch die Buchstaben-Plättchen, die ihm Liz aus Auckland angeblich geschickt hatte…

Von ihrer Arbeitsstelle aus rief Susan Failman zwei Familien in der Nachbarschaft an, die ebenfalls Kinder in Bobbys Alter hatten und mit denen er befreundet war.

Sie hatte kein Glück.

Niemand war zu Hause.

Mary Hangsley versprach ihr, am Nachmittag noch mal nach Bobby zu sehen.

Das geschah gehen vier Uhr.

Die Frau, die ihr langes, dunkles Haar zu einem Zopf gebunden und um den Kopf geschlungen hatte, betrat das Haus.

Sie brachte dem Jungen, der halb im Bett saß, das eingegipste Bein hochgelegt, ein Eis.

Bobby war wie immer, freundlich, unkompliziert, redete viel und hatte auf einem Brett im Bett seine Buchstaben liegen, mit denen er seit Stunden spielte und immer wieder neue seltsam klingende Namen und Begriffe erfand, die ihn fesselten. Das Spiel, das Tante Liz geschickt hatte, übte eine auffällige Faszination auf ihn aus. Das fand auch Mary Hangsley, der jede Veränderung ’ Bobbys sofort auffiel, da sie, wie seine Mutter, täglich mit ihm zu tun hatte.

Sie mußte einige der fremden Namen lesen, was ihr nicht immer ganz leicht fiel. Etliche waren wirklich sehr schwer. Aber Bobby Failman gingen sie leicht von der Zunge.

Bobby sagte etwas von ›Zauberwörtern‹, mit denen man Kräfte entfesseln, Dinge in Bewegung setzen konnte. Es sei ebenfalls möglich, mit Wesen, die man sonst nicht sehe, die aber permanent unsichtbar anwesend seien, in Kontakt zu treten.

Mary Hangsley hörte sich das alles geduldig an und war über Bobbys unerschöpfliche Phantasie erstaunt, obwohl es sie kaum interessierte und sie mit ihren Gedanken ganz woanders weilte.

Als sie eine halbe Stunde später das Haus verließ, hatte sie im Flur ein merkwürdiges Erlebnis. Sie glaubte plötzlich, einen Stoß in den Rücken versetzt zu bekommen.

Die Frau taumelte die letzten Stufen hinunter und fiel fast auf den Boden, konnte das jedoch gerade noch verhindern.

Plötzlich erhielt sie einen Schlag auf den Kopf, daß sie schmerzhaft das Gesicht verzog.

Mary Hangsley rannte aus dem Haus und schlug die Tür hinter sich zu…

*

Die Insel lag zwischen Hawaii und den Galapagos.

Sie war auf keiner Landkarte der Welt verzeichnet, doch gab es sie, und sie hatte auch einen Namen: Marlos.

Die Insel war unsichtbar und nur jenen bekannt, die unmittelbar mit ihr zu tun hatten.

Dies waren die Freunde Björn Hellmarks, des Mannes, dem die Insel gehörte.

Marlos war ein Unterpfand der Sicherheit, ein paradiesisches Eiland, auf dem die Welt noch heil war und die Menschen völlig unabhängig von der übrigen Welt leben konnten. Sie bauten ihr eigenes Getreide und Gemüse an, züchteten ihre Tiere, lebten vom Obst, das auf dieser Insel des ewigen Frühlings wuchs.

Marlos bot in anderer Hinsicht noch etwas Außergewöhnliches. Die unsichtbare Insel war ein Bollwerk gegen Geister, Dämonen und bösartige, unsichtbare Kräfte in der Welt. Während sie überall auf jedem Kontinent einwirken konnten, in jedem noch so entfernten und winzigen Winkel ihre Einflüsse möglich waren – Marlos war tabu! Hierher konnten sie nicht kommen. Und nur wer guten Willens war, hatte überhaupt die Chance, auf der Insel Fuß zu fassen. Dies alles wirkte sich wohltuend im Zusammenleben der Menschen untereinander aus und auf die Atmosphäre, die auf der Insel herrschte.

Wer hierher kam, fühlte sich wohl…

Noch etwas Außergewöhnliches gab es auf Marlos.

Wer eine Zeitlang hier lebte, wurde durch die besonderen positiven Kräfte, die von der Insel ausgingen, beeinflußt. Er wurde mit einer Gabe gesegnet, die im Bereich der Grenzwissenschaft als ›Teleportation‹ bezeichnet wurde.

Von Marlos aus war es dem Bewohner jederzeit möglich, jeden beliebigen Ort der Welt in Gedankenschnelle aufzusuchen.

Hatte Carminia Brado, die Frau, die Björn liebte, mal den Wunsch, unverhofft einen Bummel durch Paris zu machen, dann genügte ein Gedanke – und im nächsten Moment verschwand sie nach dort.

Das Leben auf der Insel war unbeschwert und heiter. Was nicht bedeutete, daß es ganz ohne Probleme abging. Dafür sorgten schon Whiss und Blobb-Blobb, zwei ausgefallene Lebewesen, die sich als echte ›Marlosianer‹ bezeichneten, auch wenn sie aus einer Welt stammten, die Menschen normalerweise nicht zugänglich war.

Normalerweise deshalb nicht, weil ein Mensch zu groß war. Whiss stammte aus dem Mikrokosmos und war das bizarrste Wesen, das man sich vorstellen konnte. Und Blobb-Blobb, aus einem Ei ausgebrütet, stand ihm in nichts nach.

Erst seit kurzer Zeit waren sie alle wieder beisammen.

Eine Serie unglaublicher und ungewöhnlicher Abenteuer hatte Björn Hellmark und einige seiner Freunde längere Zeit daran gehindert, auf Marlos Schutz und Erholung zu suchen.

Dann endlich konnte der Knoten einer Kette unglücklicher Ereignisse zerschlagen werden. Hellmark besiegte einen seiner ärgsten Feinde – den Dämonenfürsten Molochos – und kehrte mit seinen Getreuen auf die Insel zurück.

Hier konnten sie Bilanz machen.

Carminia aus dem Land der Toten befreit. Danielle und Rani nach ihrer Gefangenschaft in einem Dorf voll böser Überraschungen wieder in Aktion, Whiss wiederentdeckt und mit ihm das rätselhafte ›Singende Fahsaals‹, mit dem sie einer ganzen Armee von Widersachern aus dem Schattenreich schließlich das Handwerk gelegt hatten.

Der große blonde Mann mit dem kühnen Abenteurergesicht des Wikingers hätte auf der ganzen Linie zufrieden sein können.

Aber er war es nicht.

Aus gutem Grund.

Sie alle wußten, daß sie nur eine Schlacht gewonnen hatten und keinen Krieg…

Der ging nämlich weiter.

Die unheimliche Dämonengöttin Rha-Ta-N'my existierte immer noch, und es war ihr erklärtes Ziel, die Menschen der Erde und deren Umfeld in Besitz zu nehmen. Tausend verschlungene Pfade ging sie, um dieses Ziel zu erreichen. Und dabei – so schien es – brauchte sie selbst nicht mal in Erscheinung zu treten.

Sie hatte zahllose Helfer und Schergen, die sie unterstützten, die Angst erzeugten, brandschatzten, mordeten und mit allen Mitteln des Krieges und des psychischen Terrors vorgingen, um ihr zu gefallen, sie zu verehren und ihren Thron wieder zu errichten, der in ferner Zeit gestürzt war, ohne daß man heute noch wußte, wie dieses Ende zustande kam…

Rha-Ta-N'mys Macht zu untergraben, ihre Schergen und dämonischen und menschlichen Helfer überall in der Welt aufzuspüren, gleich, wo immer sie sich auch aufhielten – das war Björn Hellmarks große Aufgabe. Und dazu war ihm kein Weg zu weit, kein Opfer zu groß. Nur einige Wenige wußten, was der Erde und den Menschen wirklich bevorstand, wenn Rha-Ta-N'mys Herrschaftsthron erneut errichtet wurde.

So kam es, daß der Aufenthalt des Mannes, dem die unsichtbare Insel zum Erbe und zum Domizil gemacht worden war, wiederum nur von kurzer Dauer war.

Mit dem Verlauf der Dinge, die hinter ihm lagen, war er zufrieden.

»Ich will meine Glückssträhne nutzen«, sagte er zu der rassigen, schokoladenbraunen Frau, die neben ihm im weißen Sand lag und Sonne und Wärme genoß. Er küßte sie zwischen den Schultern und ließ seine Hand durch ihr seidig schimmerndes, schwarzes Haar gleiten. »Jeder Tag auf Marlos ist ein Geschenk, aber noch ist die Zeit nicht gekommen, dieses Geschenk über Gebühr in Anspruch zu nehmen. Es wäre ungerecht…«

»Du willst es also wirklich tun?« fragte sie und drehte sich auf den Rücken, um dem Mann, der ihr soviel bedeutete, in die Augen zu sehen. Ihre Hand berührte sein Gesicht und fuhr die Konturen seiner Augenbrauen, seines Gesichtes und seines Mundes nach. Eine Geste voll unendlicher Zärtlichkeit, auf die sie beide durch die grauenvolle Trennung lange verzichten mußten.

»Ich muß. Solange ich nicht weiß, was wirklich aus ihm geworden ist, finde ich keine Ruhe.«

Er erhob sich. Carminia Brado tat es ihm nach. Ihr wohlgestalteter Körper, von dem Bikini kaum bedeckt, schimmerte im wannen Sonnenlicht.

Hellmark ging die zwei Schritte, die ihn von offenen Wasser trennten, und lief dann langsam in das bläulich schimmernde Naß. Carminia wich nicht von seiner Seite.

»Harry Carson ging verschollen, als die Begegnung mit Menat und den Wahnsinnskugeln unsere ganze Aufmerksamkeit forderte. Wir alle sind wieder zusammengekommen, obwohl wir zeitlich und räumlich voneinander getrennt waren. Wir stießen selbst wieder auf Whiss, der sich selbständig gemacht hatte. Nur Harry Carsons Spur haben wir verloren, aber ich werde sie wiederfinden, und wenn ich Xantilons Geschichte von Anfang bis Ende durchstreifen sollte…«

Hätte ein Außenstehender diese Worte gehört, er hätte an Hellmarks gesundem Menschenverstand gezweifelt.

Doch dieser Mann wußte genau, wovon er sprach. Ihm standen Mittel zur Verfügung, von denen andere nicht mal zu träumen wagten.

Das größte und wirkungsvollste Mittel war – Gigantopolis, eine Stadt, die aus einem Sternenkristall geschaffen wurde und fliegen konnte. Gigantopolis bestand aus tausenden von turmähnlichen Gebäuden, die durch Stege und geschwungene Brücken miteinander verbunden waren. Die Stadt war in mehr als einer Hinsicht eine Sensation und Einmaligkeit. Sie sprach auf die Psyche jener Person an, die sie eroberte und führen wollte. Dementsprechend folgten Werden und Gedeihen hinter den gigantischen Mauern. Wer das Böse verfolgte

– mit dem verbündete sich die wertneutrale Psyche ebenso wie mit dem, der guten Willens war. Es war Hellmark gelungen, das Dämonische aus Gigantopolis zu vertreiben und sein Wollen und seinen Willen mit der geheimnisvollen Psyche zu verbinden. Aus der ehemaligen Alptraumstadt war ein Ort der Ruhe und Geborgenheit geworden. Wo sich während der Herrschaft der kriegerischen Dämonin Apokalypta und später Molochos' eine öde Wüste ausgebreitet hatte und Grauen und Furcht in dunklen Gassen zu Hause waren, wuchsen und gediehen wieder längst verkümmerte Pflanzen. Sie spürten die positive Lebenseinstellung. Versiegte Quellen hatten wieder zu sprudeln begonnen.

Trotz seines Sieges über die Dämonischen war Hellmark nicht der wahre Herr und Besitzer von Gigantopolis gewesen. Dies waren die Soomans, eine Rasse aus dem Universum, die das Geheimnis des Lebens und Sterbens kannten und nur vorübergehend noch mal körperliche Gestalt angenommen hatten, um dann endgültig zu totalem Geist zu werden.

Aus den Händen des Herrschers von Gigantopolis hatte Björn die Stadt entgegengenommen. Sie war ihm zum Geschenk gemacht worden.

Und nun wollte er dieses Geschenk einsetzen, um die Spur des Freundes wieder aufzunehmen, der in der Vergangenheit der Insel Xantilon zurückgeblieben war.

»Ich würde mir ewig Vorwürfe machen, wenn ich diesen Versuch nicht unternähme«, sagte er, während er sich ins Wasser gleiten ließ. »Harry wurde durch dämonische Magie zeitlich von uns versetzt. Irgendwo hat demnach logischerweise seine Odyssee begonnen. Es besteht eine Möglichkeit, die Spur aufzunehmen und zu verfolgen…«

Diese Möglichkeit bot ihm Gigantopolis.

Der Sternenkristall, das geheimnisvolle Herz der Fliegenden Stadt, enthielt unvorstellbare Kräfte. Mit ihnen war es möglich, die gigantische Stadt in den Raum aber auch in die Zeit zu lenken. Die Vergangenheit war das Milieu Gigantopolis'. Nur die Zukunft – von der Eigenzeit Hellmarks aus gesehen – war ihr versperrt. Hier existierte eine unsichtbare, unüberwindliche Barriere. Warum dies so war, wußte niemand.

»Wen wirst du mitnehmen?« fragte die Brasilianerin schnell.

»Jeden, der dabei sein möchte«, antwortete Hellmark ehrlich.

»Wunderbar! Dann bin ich mit von der Partie.«

»Dich habe ich ausgeklammert.«

»Kommt nicht in Frage«, schüttelte sie den Kopf.

»Du mußt nach allem, was hinter dir liegt, erst wieder zu Kräften kommen.«

»Ich habe nicht das Gefühl, noch weiter ausspannen zu müssen. Ich

bin topfit.« Und sie bewies es ihm.

Ehe er sich's versah, warf sie ihn auf den Rücken, saß auf seiner Brust und hielt ihn fest.

Man sah ihrem geschmeidigen weiblichen Körper die Kraft und Wendigkeit nicht an.

Carminia verstand es, sich ihrer Haut zu erwehren.

Sie nahm es mit den stärksten Männer und Dämonen auf, wenn es sein mußte. Sie konnte dabei mit der Faust ebenso gut umgehen wie mit dem Schwert.

Wie Björn Hellmark bereits in einem früheren Leben existierte, so auch Carminia Brado. Erstaunlicherweise hatten in diesem zweiten Leben sich ihre Wege abermals gekreuzt. Unerfüllt und ungestillt war die Sehnsucht ihrer Liebe zueinander geblieben. Das Schicksal einer Wiedergeburt hatte sie erneut zusammengebracht.

Björn konnte sie nicht davon abbringen, ihn nicht zu begleiten.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, und Danielle de Barteaulieé, die Frau, mit der er befreundet war, ließen es sich ebenfalls nicht nehmen, dabei zu sein. Und wenn Rani die Reise in die Vergangenheit mitmachte, durfte auch Whiss nicht fehlen.

Der kleine Kerl, nicht größer als ein ausgewachsener Rabe, hockte auf der linken Schulter seines ›Herrn‹ und schmiegte sich an die Wange des Inders.

Whiss war ein Mittelding zwischen Tier und Miniaturmensch.

Er hatte winzige Arme und Beine, einen kleinen kahlen Kopf mit großen, hervorquellenden Augen und eine verhältnismäßig dicke Nase. Auf dem Schädel prangten elf dunkle Noppen, mit denen es eine besondere Bewandtnis hatte.

Jede Noppe konnte er teleskopartig ausfahren wie eine Antenne. Es waren seine sogenannten ›Para-Fühler‹, mit denen er allerlei übersinnliche Aktivitäten in Gang bringen konnte.

»Bei euch wird's nie langweilig«, ließ er sich vernehmen, als Björn seinen Plan offen dargelegt hatte. Seine Stimme klang dunkel und angenehm wie die eines Professors, der vor versammelter Gesellschaft einen Vortrag hält. »Kaum hat man ordentlich Luft geschöpft, wundert sich noch, daß man am Leben ist – und schon geht's wieder rund…«

Er strahlte über das ganze Gesicht wie ein Honigkuchenpferd. Eine weitere Besonderheit an Whiss war seine Stimme. Er hatte deren mehrere. Er konnte jede menschliche Stimme, jedes Geräusch täuschend ähnlich imitieren. Da es niemand auf Marlos gab, der eine so sonore Stimme hatte, war anzunehmen, daß er diese ›Professorenstimme‹ erfunden hatte.

Diesmal ließen es sich auch Pepe und Jim nicht nehmen, eine Reise in der Fliegenden Stadt, zu unternehmen.

Björn hätte sie lieber in der absoluten Sicherheitszone Marlos'

zurückgelassen, wo Jim und Pepe kein Haar gekrümmt werden konnte.

Aber er schätzte, daß die erneute Reise in die Vergangenheit nicht so risikoreich war wie alle vorherigen Exkursionen.

Gigantopolis war eine Festung. Darin konnten Pepe und Jim sich aufhalten, und er würde ihnen – für den Fall, daß es notwendig wurde – Whiss zur Bewachung zurücklassen. Außerdem stand zu diesem Zeitpunkt noch keineswegs fest, ob überhaupt einer von ihnen die Stadt würde verlassen müssen. Er hatte eine Suchaktion vor, und die konnte sich mit Gigantopolis direkt und umfassend durchführen lassen.

So gab er sein Okay und machte die beiden überglücklich.

Die Insel Xantilon war ihnen beiden ein Begriff.

Sie war einer jener legendären Urkontinente – wie Atlantis, Mu, Lemuria und Hyperborea – die in ferner Zeit von der Erdoberfläche verschwanden. Während man bei den anderen bisher noch rätselte, wie es zum Untergang gekommen war, stand es bei Xantilon fest.

Die Macht von Geistern und Dämonen war wirksam geworden. Rha-Ta-N'my und ihre Armeen des Bösen verwüsteten eine hochstehende Kultur und hatten sich zum Teil mit Menschen, die bösen Willens waren, verbündet, um das Verwirrspiel komplett zu machen.

In Xantilons Vergangenheit waren Dinge geschehen, die auch heute noch das Leben und den Einfluß der Dämonischen überall auf der Welt bestimmten.

Die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Dämon auf Xantilon war seinerzeit unentschieden ausgegangen. Rha-Ta-N'my hatte ihr Ziel, die gesamte Herrschaft zu übernehmen, nicht erreicht.

Nun blies sie erneut zum Sturm. Mit tausend Tricks und hinterlistigen Unternehmungen versuchte sie den Widerstand zu untergraben und neue dämonische Wesen in die Welt zu schmuggeln. In vielerlei Hinsicht war es ihr dabei gelungen, umfassende Brückenköpfe zu errichten. Dabei schreckte sie vor Mord und Totschlag ebenso wenig zurück wie vor Psycho-Terror, Kriegen und Ängsten; die von ihr und ihren Schergen ausgingen.

Sie hatte sich nach ihrem verhinderten Sieg auf Xantilon viel Neues einfallen lassen. Dazu gehörte unter anderem, daß sie einen Weg fand, um ihre Geschöpfe als Menschen getarnt unter Menschen existieren zu lassen. Und dies auf der ganzen Welt.

Manchmal verschwanden Menschen in einem unsichtbaren dämonischen Bereich, wurden kurzerhand von Rha-Ta-N'mys oder einem ihrer Dämonen ›ausgetauscht‹ oder ein Dämon nahm die Gestalt eines Existierenden oder Toten an, so daß es rund um den, Globus zu verwirrenden und grauenhaften Ereignissen kam, die nicht immer in

der Öffentlichkeit bekannt wurden.

Gerade dieser Methode des versteckten ›Dämonenkrieges‹ wollte Hellmark mehr als bisher seine Aufmerksamkeit schenken.

Sobald er – ob erfolgreich oder nicht – aus der Vergangenheit zurückkehrte, wollte er sich den Problemen dieser Zeit wieder mehr widmen und die Geister und Dämonen in ihren Verstecken aufstöbern.

Er hatte ihnen den Kampf angesagt und war bereit, alles dafür zu tun, um die Dämonenbrut, die sich auf der Erde häuslich einzurichten versuchte, auszurotten.

Die Fliegende Stadt lag einige hundert Meter von dem Blockhaus entfernt, das Hellmark und seine Freunde aus eigener Kraft errichtet hatten.

Hier wohnten sie, wenn sie sich auf der Insel aufhielten.

Hellmark, Rani, Carminia und Danielle gehörten zu jenen, die schon lange nicht mehr als ›Dauergäste‹ bezeichnet werden konnten.

Auf der Insel hielten sich meistens auf: Pepe und Jim, das Geschwisterpaar Marga und Ulrich Koster, Alan Kennan und seit kurzem die englische Privatdetektivin Pamela Kilian, die Alan aus den Klauen von Dämonen gerettet und mit der er sich angefreundet hatte.

Besuchsweise trafen manchmal auf der Insel Anke Sörgensen-Belman und Tina Morena ein. Was sie über merkwürdige und unglaubliche Vorgänge in der Welt erfuhren, teilten sie mit, so daß Björn und seine Freunde diesen Berichten nachgehen konnten. Auf diese Weise hofften sie, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Erstens konnten sie die Chance haben, Gleichgesinnte zu entdecken, die mehr als sogenannte ›Normalbürger‹ durch die Dämonischen gefährdet waren. Zweitens wurden sie möglicherweise auf die Aktivitäten eines Menschen aufmerksam, der sich mit okkulten und damit lebensfeindlichen Praktiken befaßte und vielleicht Auslöser für Geschehnisse war, die andere, unschuldige Menschen gefährdete.

Das große Haupttor in der Mauer, die die ganze Stadt wie einen hohen, unüberwindlichen Wall umgab, stand weit offen.

Hier auf Marlos brauchte man sich vor ungebetenen Eindringlingen nicht in acht zu nehmen.

Da konnten sämtliche Türen und Fenster offenstehen…

Björn und seine Freunde überschritten die Schwelle des großen Tores. Aus der Ferne erreichte sie leises Hämmern.

Jemand hielt sich außer ihnen in der Stadt auf.

Arson, der Mann mit der Silberhaut. Durch die Begegnung mit Molochos war das silberne, kugelförmige Zeitschiff angegriffen und beschädigt worden.

Nur mit dem Schiff konnte Arson jedoch in die Zeit zurück, aus der er kam. Nämlich in die Zukunft.

Sie fanden ihn auf einem freien Platz zwischen Palast und drei

besonders hohen, auffallend schönen Türmen mit verschnörkelten Spitzen.

Die silberne Kugel sah schlimm aus. An vielen Stellen war sie aufgerissen, als hätte jemand mit einem riesigen Dosenöffner hantiert. In der silbernen Kuppel gab es tiefe, ausgefranste Löcher, Beulen und Dellen. Drähte und Kabel ragten wie erstarrte Gedärme eines Urwelttieres aus den Beschädigungen.

Arson war von der Farbe her kaum von dem Hintergrund, vor dem er wirkte, zu unterscheiden.

Seine Körperfarbe war silbern.

»Wie geht's voran?« erkundigte sich Björn. Er bedauerte die Situation des Freundes, konnte sie jedoch aus eigener Kraft nicht entscheidend verändern.

Keiner von ihnen besaß das Wissen, um Arson effektiv bei seinen Reparaturen zu unterstützen.

»Nicht gut«, schüttelte der Mann mit der Silberhaut den Kopf. »Es ist viel zerstört, das sich nur schwer oder gar nicht mehr reparieren läßt. Am einfachsten wäre es, in meine Heimat zu fliegen und alles, was ich zur 'Reparatur benötige, dort zu holen…«, scherzte er in einer Anwandlung von Galgenhumor. Wenn er in seine Heimat könnte, wären alle Probleme schlagartig lösbar gewesen. Genau das aber war der Haken an der Sache.

Es war gar keine Frage, daß sich Arson der erneuten Exkursion in die Vergangenheit der Insel Xantilon anschloß.

»Die Suche nach Harry kann unter Umständen auch eine Chance für mich sein«, sagte er beiläufig. »Vielleicht ist aus meiner Zeit ein anderer meiner Kollegen unterwegs und findet mich. Bei Reisen in die Zeit ist schließlich alles möglich…«

*

Das Tor wurde verschlossen.

Die Freunde versammelten sich in dem großen Palastraum, wo der Thron stand.

Björn nahm darauf Platz. Im gleichen Augenblick war er mit der Psyche Gigantopolis' verbunden. Sein Wille genügte, die Plattform mit den tausend Türmen, Brücken und Gebäuden in Bewegung zu setzen. Und im Geist vor sich sah er gleichzeitig die ganze Umgebung, in der Gigantopolis lag, sich erhob und über der sie schließlich schwebte.

Seine Begleiter standen an den hohen Fenstern und blickten über die ungewöhnliche Stadt zum fernen Horizont, der sich im nächsten Augenblick veränderte.

Hellmark gab der Stadt den Befehl, aufzusteigen.

Das Emporschweben wurden von ihnen kaum wahrgenommen.

Auch der Lichteinfall und der Horizont veränderten sich dabei nicht. Das trat erst ein, als die Stadt den Befehl erhielt, in die Vergangenheit zu sinken.

Da wurde der Himmel grau, später so, als ob Flammen ihn vernichten würden.

Der neue Horizont war nicht mehr der, den sie von Marlos aus wahrgenommen hatten.

Gewaltige, scharfkantige Gebirgszüge zogen sich unter ihnen hin und schimmerten in der Dunkelheit, die sie einhüllte, in märchenhaft schönen und unbeschreiblichen Farben.

Die Kristallfelsen im Südwesten der Insel Xantilon waren erreicht.

Hellmark sah durch den Thron das gesamte Gebiet unter sich liegen, er war in die Zeit zurückgekehrt, als die Begegnung mit den Wahnsinnskugeln des Magiers gerade abgeschlossen war.

Alles schien leer und öde.

Er vollzog ein eigenwilliges Manöver mit Gigantopolis.

Das graue zerfließende Licht trat wieder auf. Es sah alles so aus, als würden streifenförmige Schatten über das Land und die Mauern der Fliegenden Stadt wandern. Die Bewegung wurde immer schneller.

Licht und Schatten wechselten nun in rascher Folge.

Björn ließ Gigantopolis durch die Zeit jagen, Stunde um Stunde weiter in die Zukunft, ohne die räumliche Position der Plattform zu verändern.

Tag und Nacht wechselten ab.

Hellmark veränderte seine Ankunftszeit um eine Woche nach ›oben‹, ohne daß etwas Bemerkenswertes geschah.

Er war einzige, gespannte Konzentration und bereit, den Versuch sofort abzubrechen und nach Marlos zurückzukehren, sobald es brenzlig wurde und er auch in der Stadt die Sicherheit seiner Begleiter – vor allem die Pepes und Jims – nicht mehr garantieren konnte.

Da sah er außer dem grauen zerfließenden Licht jenseits der Berge einen Schatten, der den ganzen Himmel bedeckte.

Er verging auch nicht mehr, als er die Bewegung in die Zeit stoppte.

Björn gab der Fliegenden Stadt die vorsichtige Anweisung, sich dem Himmelsschatten zu nähern.

Gigantopolis glitt in die Ausläufer der dünnen Streifen, die wie breite Regenbahnen vom Himmel herunterflossen.

Dies war westlich der Kristallfelsen, das Land hinter den höchsten Erhebungen. Dahinter führte unbekanntes Land in die Tiefe, das auch Björn noch nicht durchstreift hatte.

Die Ausläufer der ›Regenbahnen‹ erwiesen sich als eine gewaltige Staub- und Sandwolke, deren Ursache rätselhaft war.

Rauschen war zu vernehmen, als ob ein gewaltiger Regenschauer

niederginge.

Milliarden winziger Sandkörner prasselten auf Türme und Dächer, spritzten empor und regneten erneut herab.

Die graue Farbe des Himmels veränderte sich in stumpfes Beige.

Carminia und die anderen, die an der Fenstern standen, konnten die Hand nicht mehr vor Augen sehen.

Die Körner prasselten gegen die Fenster, hinter denen sie standen und die verschlossen waren.

Westlich der Kristallfelsen lag eine ausgedehnte Wüstenfläche. Dies war ein Sandsturm von solchem Ausmaß, wie ihn noch niemand erlebt hatte.

Im Nu waren die Dächer, Mauern, Straßen und Plätze mit einer dichten, braunen Sandschicht bedeckt. Der Belag wurde zusehends höher, und heftige Windböen türmten den feinkörnigen Sand binnen kürzester Zeit in Ecken und Nischen.

Dann krachte es.

Es hörte sich an, als wäre eine Bombe explodiert.

Sämtliche Fenster ringsum platzten wie Seifenblasen. Mit scharfkantigen Glassplittern jagten Milliarden feinster Sandkörner ins Palastinnere. Das war alles andere als harmloser Sand.

Die Körner waren hart wie Granit, nicht minder scharfkantig wie die Glassplitter und wurden mit einer Wucht in den Palast getrieben, die an die Durchschlagskraft von Geschossen erinnerte.

Hellmark reagierte sofort.

Aber es war schon zu spät.

Sein Gedanke erreichte nicht mehr das Ziel.

Etwas war gestört.

Die gellenden Schreie der Freunde, als sie von den auf sie herabprasselnden Sandkörnern getroffen wurden, konzentrierten sich zu einem einzigen Schrei, der durch den Palast hallte.

Wie winzige Meteoriten die Stahlwand eines Satelliten oder einer Weltraumrakete durchbohren konnten, so durchschlugen tausende mikroskopisch kleiner Sandkörner die Kleidung der hier versammelten Menschen, ihre Haut!

Die Getroffenen taumelten und stürzten zu Boden, blieben reglos liegen.

Auch Björn Hellmark sackte nach vorn und rutschte wie eine Puppe auf dem Thron zusammen.

In das Prasseln und Rauschen des orkanartigen Sturmes und der Sandmassen mischte sich helles, ohrenbetäubendes Jaulen.

Gigantopolis neigte sich wie ein riesiger Flugapparat, der sich nicht mehr unter Kontrolle seines Piloten befindet, zur Seite und raste der aufgewühlten Erde und dichteren Sandschichten entgegen.

Aber von alledem merkten die Menschen nichts mehr, die reglos,

verkrümmt und verstreut auf dem Boden lagen und vom Sand überdeckt wurden, der in unvorstellbarer Menge durch die gesprungen Scheiben hereintrieb und sie unter sich begrub…

*

Den ganzen Tag über mußte Susan Failman an das denken, was Bobby ihr gesagt hatte. Am Abend wollte sie ihm dann noch mal auf den Zahn fühlen.

Wenn alles nur Spaß gewesen war, würde er es wohl zugeben.

Am späten Nachmittag rief sie zu Hause an.

Bobby hatte das Telefon in Reichweite. Er meldete sich nach dem zweiten Läuten. Seine Stimme klang fröhlich, und er erzählte wieder von dem Geist Zaneroth, mit dem er inzwischen mehrere Gespräche geführt hätte. Das Buchstabenspiel von Tante Liz sei eine Wucht.

Susan Failman ging auf den Spaß ein…

Am Abend aber wollte sie mehr wissen und erkundigte sich vor allem auch nach dem Brief, in der Hoffnung, daß Bobby ihn zwischenzeitlich gefunden hätte.

Die Auskunft, die sie erhielt, paßte zu der phantasievollen Geschichte, die ihr Sohn sich ausgedacht hatte und die er nun fortführte.

»Ich habe Zaneroth danach gefragt… es tut ihm leid. Als er das Packpapier verbrannte, muß der Brief dabei gewesen sein und ist mitverbrannt.«

Er zuckte die Achseln. »Aber so tragisch ist das sicher nicht. Was drin stand, habe ich dir alles erzählt.«

»Worüber hast du den ganzen Nachmittag mit diesem Zane…«

»Zaneroth«, war Bobby behilflich.

»Nun, worüber hast du mit ihm gesprochen?«

Er nahm kein Blatt vor den Mund und berichtete alles wahrheitsgemäß.

Susan Failman konnte es anstellen, wie sie es wollte. Doch sie kam dem Jungen nicht näher. Er blieb mit einer Hartnäckigkeit bei seiner Lügengeschichte, die sie fast zur Verzweiflung brachte.

Die Lautstärke ihrer Stimme nahm zu, und Susan konnte den Ärger nur noch schwerlich verbergen.

Dann lenkte sie das Gespräch, obwohl es ihr schwer fiel, auf ein anderes Thema. Sie aßen gemeinsam und wurden damit fertig, als das Hauptprogramm im Fernsehen begann.

Susan Failman bekam von der Handlung des Spielfilms nur die ersten zwanzig Minuten mit, da ihr dann vor Müdigkeit die Augen zufielen.

Kurz nach zweiundzwanzig Uhr wurde sie wach, da bekam sie

gerade noch die Schlußszene mit, ließ sich von Bobby den Rest der Handlung erzählen und räumte denn in der Küche noch das Notwendigste auf. Sie bereitete alles für das nächste Frühstück vor und deckte den Tisch. Am frühen Morgen mußte alles sehr schnell gehen.

Sie wusch Bobby noch und wartete, bis er seine Zähne geputzt hatte. Dann half sie ihm ins Bett. Sie löschte die Deckenleuchte und wünschte ihm eine gute Nacht.

Bobby war nicht ganz bei der Sache.

»Wenn Zaneroth noch kommt«, meldete er sich, ehe seine Muter die Tür ins Schloß zog, »werde ich dich wecken. Bist du damit einverstanden?«

Sie nickte müde.

»Vielleicht komme ich aber auch erst, wenn er meinen Gips entfernt hat…«

Es war verständlich, daß er diesen Wunsch hegte.

Zu oft in seinem Leben hatte er schon auf Freiheiten und Vergnügungen verzichten müssen, die andere in seinem Alter als selbstverständlich hinnahmen.

Bobby hatte die Leselampe am Kopfende seines Bettes eingeschaltet und griff nach einem Buch. Vor dem Einschlafen las er meist noch einige Seiten.

Ehe Susan Failman die Tür schloß, sah sie noch den Titel: ›Die Geister von Mandon-Castle‹.

Sie seufzte, ging ins Schlafzimmer und setzte sich auf ihr Bett. Müde und abgespannt legte sie sich zurück, fuhr sich durch das grau werdende Haar und starrte minutenlang zur Decke. Dann gab sie sich einen Ruck und macht sich fertig.

Es war kurz vor Mitternacht.

In Bobbys Zimmer war Ruhe eingekehrt, das Licht ausgeschaltet.

Im Schlafzimmer nahm Susan Failman den Hörer vom Zweitapparat, der auf ihrem Nachttisch stand und wählte die Nummer ihrer Schwester in Neuseeland. Wegen der niedrigen Telefonkosten war diese Zeit günstig. Liz, die ebenfalls in der Nacht anzurufen pflegte, war an solche nächtlichen Telefonanrufe gewöhnt.

Die Verbindung kam schnell und sehr gut zustande.

»Ja? Hallo?« meldete sich eine ferne, von leisem Rauschen übertönte Stimme.

»Liz! Ich bin’s, Susan!«

Die beiden Schwestern plauderten erfreut einen Moment miteinander, ehe Susan Failman zum eigentlichen Grund ihres Anrufes kam.

»Ich wollte mich – auch in Bobby’s Namen – für dein Päckchen bedanken.«

»Für welches Päckchen?« klang es erstaunt zurück.

»Es ist heute morgen hier angekommen. Mit einem Buchstaben-Spiel. Manische Buchstaben, mit denen man irgendwelche rätselhaften Wörter zusammensetzen kann… Ich kenne mich in solchen Dingen nicht aus, aber offenbar hast du mit deinem Geschenk wieder mal ins Schwarze getroffen… Er war den ganzen Tag damit beschäftigt. Aber es hat einen Nachteil: es regt Bobbys Phantasie noch mehr an. Wie du weißt, verfügt er schon über eine gehörige Portion. Offenbar hat die Tatsache, daß du das Buchstaben-Spiel gebraucht und alt in einem Antiquitäten-Geschäft erstanden hast, ihm besonders imponiert.«

»Tut mir leid, Susan«, tönte die Stimme aus der Ferne an ihr Ohr. »Ich habe in der letzten Zeit kein Päckchen an Bobby geschickt… ich weiß nichts von einem Buchstabenspiel und einem Brief, in dem ich ihm den Gebrauch erkläre… Das muß ein Irrtum sein. Ich weiß nicht, wovon du sprichst!«

*

Die riesige Plattform glitt in Schräglage durch die Luft.

Der kontrollierende Geist Hellmarks war erloschen.

Reglos hing der blonde Mann von Marlos in dem bequemen Thron. Sein Kopf lag auf der Brust, die Hände ragten kraftlos über die Lehnen des Thrones und rutschten weg, als der Neigungswinkel so stark wurde, daß die Fliegende Stadt wie eine riesige Scheibe quer zum Himmel stand und der Boden des Palastes steil abfiel.

Die reglos auf dem Boden liegenden Gestalten kullerten mit dem Sand über die Neigungsebene.

Rani und Pepe blieben an einer Säule hängen.

Carminia Brado rutschte mit den Sandmassen, die sich im Palast gesammelt hatten und noch immer in breiten Bahnen vom Wind durch die zerstörten Fenster getrieben wurden, der Länge nach durch einen Durchlaß und kam in einem ganz anderen Bezirk der Halle an.

Björn Hellmark kippte vollends nach vorn und landete mit einem dumpfen Laut auf der dicken Sandschicht.

Von Whiss war weit und breit nichts zu sehen.

Wahrscheinlich lag er unter den Sandmassen begraben.

Die Fliegende Stadt bewegte sich noch immer mit unveränderter Geschwindigkeit durch die aufgewühlte, von unvorstellbaren Sandwolken durchsetzte Luft.

Tonnenweise regneten die Massen herab und füllten Straßen und Gassen.

Die wiedererblühten Gärten und freien Plätze Gigantopolis’ sahen aus wie Dünen, die der Wind geformt hatte. ’ Wellenförmige Bewegungen liefen über die zum Teil gewaltigen Sandbuckel hinweg

und veränderten permanent ihre Gestalt.

Die Psyche, das Herz der Fliegenden Stadt, war sekundenlang verwirrt durch die Tatsache, daß der Kontakt zum Willen des Mannes, dem diese Stadt gehörte, abgebrochen war.

Ohne diesen Willen konnte Gigantopolis weder in einen anderen Raum, noch in eine andere Zeit und war nicht imstande zu beschleunigen.

Mit der Kontaktunterbrechung aber trat ein Sicherungsmechanismus ein.

Gigantopolis' Lage stabilisierte sich. Der Neigungswinkel wurde flacher, die Stadt lag, kurz nachdem sie außer Kontrolle geraten war, wieder wie ein Brett in der Luft.

Sie sank langsam tiefer, gewaltige Sandfahnen hinter sich herziehend.

Der Boden sah aus wie der Himmel. Nur mit dem einen Unterschied: er war fest, massiv.

Der Sicherungskontakt funktionierte insofern, daß er die momentan bestehende Situation nicht weiter verschärfte, sondern einen Status quo schuf.

Der Flammenteppich war aktiv und trug die Stadt in die Tiefe. Sanft setzte die Plattform mit der titanischen Stadt auf.

Pfeifend jaulte der Sandsturm über die Dächer und Türme hinweg, jammerte in den Winkeln der schmalen Gassen, peitschte weiterhin Milliarden von Sandkörnern gegen die Mauern und Wälle und füllte das zerstörte Zeitschiff Arsons, das den ungezügelten Elementen einer schrecklichen Natur ungeschützt ausgesetzt war.

Ein Ruck ging durch die Plattform, der sich über Mauern und Gebäude fortsetzte. Das Vibrieren lief durch sämtliche Mauerwerke und ging auch durch die Körper derer, die ahnungslos wie Puppen hauptsächlich im Palastinnern herumlagen.

In dem Moment, als die Stadt sicher stand und in ihrem gesamten Umfang die Bodenfläche der Wüstenzone westlich der Kristallfelsen bedeckte, wurde der Sturm schwächer.

Es schien, als würde die stillstehende Stadt eine beruhigende Wirkung auf die tobenden Elemente ausüben.

Der Sturm legte sich. Das Pfeifen und Jaulen in den Gassen wurde zum leisen Wimmern, das schließlich ganz verebbte.

Die mit Sand gefüllten Wolken hatten sich entleert, oder standen noch weiter westlich wie eine undurchdringliche Wand zwischen der Zone der Kristallfelsen und dem unendlichen Ozean, dessen Gestade irgendwo dort hinten begannen.

Nach dem Prasseln, Brüllen und Tosen – trat Totenstille ein.

Wie eine riesige, verlassene Siedlung lag die Stadt in der Weite der Wüste, deren Luft nicht klar wurde und wo kein Stern am Himmel

funkelte, um den Sandschleier, der noch immer durch die Atmosphäre wogte, zu durchdringen.

Gigantopolis war tot.

Und die Menschen, die von einer unbekannten und unerkannten Gefahr blitzartig überfallen worden waren ebenfalls.

Auch jetzt rührte sich noch immer niemand.

Doch… da…

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan… Er lag halb unter einer dicken Sandschicht begraben.

Die Finger seiner rechten Hand zuckten, als würde elektrischer Strom durch Adern und Sehnen laufen, als würde er über unsichtbare Drähte mit Strom gefüllt. Wie das Monster im Labor des legendären Baron Viktor von Frankenstein, das durch elektrische Kraft zum Leben erweckt worden war!

Auch bei Rani Mahay war es anfangs ein erstes, schwaches Zucken, dann eine ruckartige Bewegung, als alle fünf Finger seiner Hand sich wie im Krampf in den weichen, feinkörnigen Sand krallten.

Die Hand walkte den Sand durch, stützte sich dann ab und drückte den Körper unter der Sandmasse hervor.

Die prächtige Glatze des Inders ragte wie eine blankpolierte Kugel ans Tageslicht.

Die breiten Schultern schüttelten den Sand ab.

Dann wandte Mahay den Kopf.

Der Blick in seinen Augen wurde frei.

Der gütige Ausdruck, die Freundlichkeit, die sonst in diesem Blick zu erkennen war, fehlte.

Kalt wie Eiskristalle glitzerten die Augen.

Wer immer diesem Mann jetzt in die Augen geblickt hätte – er wäre bis ins Mark erschrocken.

Das war nicht mehr der Mahay, den seine Freunde kannten, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte.

Eine schaurige Verwandlung war mit ihm während seines todesähnlichen Zustandes vorgegangen.

Rani Mahay hatte den Blick eines erbarmungslosen Mörders.

*

Er richtete sich zur vollen Größe auf.

Die Blicke des Inders schweiften in die Runde.

Das Palastinnere sah aus, als würde hier der Sand und der Staub von Jahrhunderten liegen. Was diesen Eindruck nicht verstärkte, war allein die Tatsache, daß die Mauern noch erhalten, die Farben frisch waren. Dies war keine Ruine.

Mahay stapfte durch den Sand, in dem er oft bis zu den Waden

versank.

Nur zwei Schritte von ihm entfernt lag der Mann, mit dem er schon tausend Abenteuer beständen hatte, mit dem er gegen Tod und Teufel angetreten war und nicht selten das eigene Leben aufs Spiel setzte, um der Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, gerecht zu werden.

Björn Hellmark lag mit dem Gesicht im Sand. Sein blonder Haarschopf schaute schwach darunter hervor.

Unter normalen Umständen hätte Mahay sich sofort auf ihn gestürzt, um zu untersuchen, ob er dem Freund noch eine Hilfe sein konnte.

Er stieg über Björn hinweg, ohne ihm einen Blick zu gönnen.

Mit eigenartig roboterhaften Bewegungen durchquerte der Inder die Halle und näherte sich dem halb verschütteten Ausgang.

Mahay stieg darüber hinweg und zog eine Fußspur hinter sich her. Es war in gewissem Sinn eine Wanderung durch die Wüste.

Noch immer säuselte leise der ersterbende Wind, noch immer rieselte es hie und da von Mauervorsprüngen und Säulenverzierungen, auf denen eine dicke Sandschicht lagerte.

Mahay lief durch die Straße, die zum Hauptportal führte. Er warf keinen Blick zurück, sonst hätte er gesehen, daß ebenso verändert wie er Carminia Brado und kurz dahinter Pepe, der Adoptivsohn der rassigen Brasilianerin, den Palast verließen.

Auch sie waren wieder zu sich gekommen und atmeten flach. Ihre Herzen schlugen schnell, und ihre Gesichter wirkten blaß und wächsern.

Für einen heimlichen Beobachter der Szene erweckten sie den Eindruck von Untoten, die aus ihren Gräbern gestiegen waren und von irgend etwas angezogen wurden…

*

Mahay erreichte das Tor als erster.

Es war verschlossen. Davor hatte sich eine gewaltige, mannshohe Verwehung angesammelt.

Der Inder schaufelte mit bloßen Händen den Sand in Höhe des Schlosses weg, um den Riegel und die Klinke fassen zu können.

Dann packte er mit beiden Händen die eine Torhälfte und zog daran.

Eigentlich war das, was geschah, unmöglich… Und doch passierte es!

Trotz der Unmengen von Sand, die gegen den Torflügel druckten, bewegte er sich. Mahay zog den massiven Flügel in den Sand hinein und schob diesen so weit zurück, daß eine genügend große Öffnung entstand, um ihn aufrecht und in ganzer Breite durchzulassen.

Es war eine unglaubliche, übermenschliche Kraftanstrengung, die hinter seiner Aktion steckte.

Normalerweise – unmöglich.

Es waren auch keine normalen Kräfte mehr, die in ihm steckten und deren er sich bediente.

Es waren außergewöhnliche, geheimnisvolle Kräfte…

Er erreichte die Wüstenzone, die sich vor dem offenen Tor ausdehnte und in das pulsierende Halbdunkel reichte, in dem noch immer riesige Wolkenwände emporragten, die wie Mauern aus dem Boden in der Ferne vor ihm wuchsen.

Rani Mahay war der erste, der den Weg ins Ungewisse einschlug.

In gleicher Gangart und ebenfalls mit dem typischen mordgierigen Blick in den Augen folgte rund dreißig Schritte hinter ihm Carminia Brado. Dann stapfte auch schon Pepe wortlos und kühl durch den hohen Sand.

Danach kam ein großer Abstand.

Als nächstes tauchte Danielle de Barteaulieé auf der Bildfläche auf. Wenige Meter hinter ihr erschien Björn Hellmark. Dicht über ihm flog Whiss. Auch in seinen Augen lag der Ausdruck einer erbarmungslosen Besessenheit, als hätte in der Zeit, als ihr Bewußtsein erloschen war, etwas unbeschreiblich Grauenvolles von ihnen Besitz ergriffen.

Sie gingen alle in die gleiche Richtung in ungewisses Halbdunkel, auf die düstere Himmelswand zu.

Der seltsame Zug von Menschen hatte nichts mehr Menschliches an sich.

Die Art, wie sie sich bewegten, stimmte nicht mehr.

Keiner sprach mit dem anderen.

Sie schienen einander nicht zu kennen und zu erkennen.

Keiner war mehr der, der er einst war.

Sie hatten den rätselhaften Sandsturm, dessen Partikel sie durchdrungen hatte, überstanden.

Alle, die von Marlos aus gestartet waren, bewegten sich in einem eigenartigen Zug durch die Wüste.

Nur einer fehlte.

Jim…

Er lag nach wie vor ohne zu atmen, ohne sich zu bewegen unter dem Sand im Innern des Palastes begraben…

*

Er kam kurz nach Mitternacht.

Es war still und dunkel in dem kleinen Zimmer mit den Regalen, dem Tisch, der Sitzgruppe und dem bunten Teppich.

Der Himmel war klar, und das Sternenlicht sickerte durch die

gewaltigen, dichtbelaubten Kronen der alten Eichen.

Die Gestalt zeigte sich zuerst zwischen den Zweigen, verhielt eine halbe Minute dort und starrte durch das angelehnte Fenster.

Zaneroth war da!

Er sah den schlafenden Jungen.

Bobby Failman war nur halb zugedeckt. Das aufgeschlagene Buch lag auf seiner Brust. Er war während des Lesens eingeschlafen. Tief und ruhig gingen seine Atemzüge.

Das seltsame Wesen, das durch das Zusammenfügen der Zaubersteine einen Namen erhalten und aus einem unsichtbaren Reich in diese. Welt gekommen war, war dicht behaart, hatte einen Pelz wie ein Braunbär und einen dicken Kopf mit spitzen Ohren, zwei kleinen stumpfen Hörnern und schräg liegenden, unheimlich glühenden Augen.

Statt Hände besaß er Klauen, mit denen er zum nächsten Ast hangelte und sich dann hinüberschwang auf die Fensterbank.

Seine krallenbewehrten Füße verursachten leises Scharren, als er dort ankam und sich festklammerte.

Zaneroths Augen glühten, und aus seiner Kehle drang ein gefährlich klingendes Kichern.

Er hatte lange warten müssen. Doch es hatte sich gelohnt. Nun hatte er gefunden, was er suchte, und niemand würde auf die Idee kommen, ihn hier zu vermuten. Eine bessere Tarnung gab es nicht. Rha-Ta-N'my würde zufrieden sein,' einen neuen Helfer mitten unter den Menschen zu haben.

Dieses Haus, diese Ausgangsposition waren ideal.

Wenn er jetzt noch das Vertrauen Bobby Failmans gewann, konnte eigentlich nichts mehr schiefgehen.

Dann würde es für ihn ein Sieg auf der ganzen Linie werden.

Zaneroth kam durch den Spalt und setzte sich ans Fußende des Bettes.

»Hallo, Bobby«, rief er mit samtener Stimme. »Ich habe mein Versprechen gehalten und bin gekommen… Werd' wach. Ich will dich gesund machen… weißt du das nicht mehr?«

Er lauerte, sah, daß der Junge unruhig wurde und sich auf die Seite legte. Das aufgeschlagene Buch rutschte gegen die Wand.

»Bobby… du mußt jetzt wach werden. Ich habe nicht viel Zeit… Öffne die Augen… zu erschrecken brauchst du nicht. Ich habe dir gesagt, daß ich anders aussehe als ihr Menschen… Aber darauf kommt es doch nicht an, nicht wahr?«

Bobby Failman murmelte etwas Unverständliches.

Zaneroth zupfte an der Bettdecke.

»Heh, du Schlafmütze…«

Da bewegte Bobby leicht die Augenlider.

»Was ist denn… los?« fragte er verschlafen.

»Ich bin da, Bobby. Zaneroth ist gekommen… Jetzt können wir alles das ausführen, was wir uns vorgenommen haben.«

Bobby Failman hörte die Stimme wie durch Watte, drehte dann den Kopf, rieb sich die Augen und öffnete sie.

Da sah er Zaneroth!

*

Die Frau war kurz nach dem Zubettgehen in einen tiefen, traumlosen Schlaf gefallen.

Einschlafprobleme kannte Susan Failman nicht. Der Tag forderte viel von ihr, da kam abends der Schlaf von selbst.

Ein ungewohntes Geräusch weckte sie unerwartet und ließ sie zusammenzucken.

Die Schlafzimmertür quietschte leise. Jemand stand zwischen Tür und Angel.

»Wer ist da?« fragte die Frau erschrocken. Ihre Hand zuckte zum Lichtschalter.

Da hörte sie auch schon eine vertraute Stimme.

»Keine Angst, Mam. Ich bin’s…«

»Bobby?« Der aufflammende Lichtschein blendete sie, und Susan mußte einen Moment die Augen schließen. »Was willst du denn hier?« Da merkte sie, daß etwas nicht stimmte. *»Wie* kommst du denn hierher… mit dem Gips? Das ist doch ganz ungewöhnlich! Bobby, ist was passiert?«

Susan Failman richtete sich vollends auf, sprang aus dem Bett und wollte zur Tür gehen. Auf halbem Weg blieb sie jedoch stehen, als würde sie von einer unsichtbaren Hand festgehalten.

»B-o-b-b-y…«, ihre Stimme klang wie ein Hauch.

»Etwas ganz Tolles ist passiert!« überfiel sie die fröhliche Stimme ihres Sohnes. »Der Gips, Mam, er hat mir den Gips abgenommen!«

Die Frau glaubte sich verhört zu haben. »Wer hat dir den Gips abgenommen?« Ihr Blick ging zu Bobbys Bein.

»Zaneroth… Er ist einfach phantastisch. Was der alles kann!«

Sie hörte nur mit halbem Ohr hin. Es interessierte sie weit mehr, was sie mit ihren eigenen Augen wahrnahm.

Tatsächlich!

Die plumpe Gipshülle mit all den Namen und Zeichnungen darauf war verschwunden!

Bobby hielt den aufgeschnittenen Gips in der Hand und schwenkte ihn wie eine Trophäe.

Wie in Trance kam Susan Failman näher und wußte nicht, ob sie wachte oder träumte.

Sie berührte den Gips.

»Wie hast du das gemacht?« fragte sie tonlos. »Du weißt, wie wichtig dieser Schutz noch für dich ist… Du darfst nicht ohne Gips gehen… deine Knochen sind gefährdet, sie brechen wie Glas…«

»Nein, das alles stimmt nicht mehr«, fiel er ihr ins Wort. Und dann tat er etwas, was sie zu Tode erschreckte.

Er hüpfte von einem Bein aufs andere. Und das Bein, das seit Wochen in Gips lag, war elastisch und beweglich! Bobby zog es nicht nach, und es hinderte ihn trotz der langen Ruheperiode nicht im geringsten…

Er lief wie ein Wiesel durchs Zimmer, machte Kniebeugen und bewegte sich mit einer Freiheit und Sicherheit, als hätte er sein Leben lang keine Rücksicht auf seine besondere Gefährdung nehmen müssen.

Ich träume, hämmerte es fiebernd hinter Susan Failmans Schläfen, so etwas gibt es nicht… Bobby mit seinem Geschwätz von diesem Zaneroth, oder wie der Bursche auch immer heißen mochte… Mit dieser angekündigten Wunderheilung… Jetzt träume ich schon davon…

Aber dann siegte ihre Vernunft.

Was sie sah, konnte nicht sein…

Das war eindeutig ein Traum!

So stand sie da, begann plötzlich zu lachen, lief Bobby durchs ganze Haus nach und vergaß den Gips, der aufgeschnitten im Schlafzimmer lag.

Eine Viertelstunde später hatte Bobby genug und rannte von selbst wieder in sein Zimmer. Er war außer Atem, aber glücklich.

»Zaneroth ist ein toller Kerl, nicht wahr?«

»Ja, das muß er wohl sein. Wenn er mit einem Küchenmesser einen harten Gips aufschneiden kann, für den man im Krankenhaus eine kleine Motorsäge braucht – dann muß er schon gewaltige Kräfte haben…«

Sie meinte es im Scherz.

»Er brauchte dazu nicht mal ein Messer«, berichtete Bobby seiner Mutter. »Er ist mit seiner Hand darüber hinweggefahren, und der Gips platzte von allein auf…«

»Mhm«, machte Susan Failman nur, und sie bewunderte ihre eigene Phantasie, denn schließlich waren es in diesem Traum ihre eigenen Gedanken, die sie zu verantworten hatte.

»Diesen Teufelskerl möchte ich auch mal kennenlernen. Wo steckt er denn?«

Bobby sah sich um. »Heh, Zaneroth?« rief er und wartete auf eine Antwort. Dann zuckte er die Achseln.

»Du mußt schon entschuldigen, Mam. Er hat so seine Eigenarten. Er kommt und geht, wann er will… Offenbar will er nicht, daß du ihn

siehst.«

»Ja, das wird es wohl sein…«

*

Susan Failman ging über den Flur und suchte ihr Bett wieder auf.

Gedankenversunken drückte sie die Tür ins Schloß, lag dann noch minutenlang im dunklen Zimmer wach und starrte zur Decke.

Dann kam der Schlaf wieder, und aus der Ferne – wie durch dicke Mauern – vernahm sie im Traum wieder Bobbys helles Lachen und seine fröhliche Stimme.

Es war Lachen und Reden zugleich, das durchs Haus hallte.

Doch Susan Failman ordnete dies alles ihren seltsamen Träumen zu…

*

In Bobbys Zimmer nahmen schicksalhafte Ereignisse ihren Lauf.

Wenige Minuten nach dem Weggang seiner Mutter tauchte das koboldhafte Nachtwesen wieder auf.

Bobby hatte sich längst an seinen neuen Freund gewöhnt. Geschöpfe aus einem Zauberland konnten schließlich nicht wie Menschen aussehen. Das wußte er aus seinen Büchern. Wahrscheinlich war es auch so, daß bestimmte Geisterwesen und Spukerscheinungen sich nur Jugendlichen zeigten. Es gab spezielle Fälle von Poltergeist-Erscheinungen, die man, oft bei Halbwüchsigen registrierte.

Alle diese Dinge waren für Bobby Failman keine böhmischen Dörfer.

Er hatte schon genug davon gelesen.

So fürchtete er sich auch nicht davor, daß er Besuch von einem Geist hatte, der ihm die Zeit vertrieb. Und da er schon hellwach war, freute er sich, daß Zaneroth sich wieder zeigte.

Die schräg sitzenden, glühenden Augen waren wie Löcher in der Dunkelheit, durch die man in eine andere, unheimliche Welt zu sehen glaubte.

Im stillen mußte Bobby sich eingestehen, daß die Augen ihn störten. Auch etwas am Wesen des anderen. Aber er glaubte, sich das alles nur einzubilden. Schließlich hatte Zaneroth bewiesen, daß er es gut mit ihm meinte, daß er ihn nicht zu fürchten brauchte.

Er hatte ihm den hinderlichen Gips abgenommen und war dann mit streichenden Bewegungen über seine Glieder gefahren. Dabei hatte Bobby eine eigentümliche, tief in seine Haut und seine Knochen dringende Wärme gespürt.

Zaneroth hatte ihm erklärt, daß von nun an seine Knochen nicht

mehr so leicht brächen, wie das bisher der Fall gewesen wäre.

Seiner Mutter hatte Bobby von dieser ›Wunderheilung‹ noch nichts gesagt. Das wollte er am nächsten Tag tun. Es war nicht gut, Erwachsene mit Dingen zu konfrontieren, die sie doch nicht verstanden.

»Spielen wir weiter«, schlug Zaneroth vor.

Er holte die Schachtel mit den Buchstaben wieder hervor, die Bobbys Mutter am Abend auf den Schrank gestellt hatte.

Der rätselhafte, koboldartige Besucher hüpfte mit angewinkelten Beinen durchs Zimmer und entleerte mit unangenehm klingendem Kichern sämtliche Buchstaben-Plättchen auf den Teppich, wirbelte sie mit seinen Klauenhänden durcheinander, daß sie sich über den ganzen Teppich verteilten und klackend gegen den Sockel des Schrankes spritzten, sogar gegen die Wand unter dem Bett.

»Komm' 'raus aus dem Bett!« forderte er den jungen Menschen auf. »Setz' neue Wörter zusammen… wir erfinden neue Begriffe…«

»Ich habe den ganzen Tag heute Wörter erfunden. Eigentlich habe ich keine Lust mehr.«

»Alles, was du zusammengesetzt hast, hat dir im Endeffekt aber genutzt«, widersprach Zaneroth. Er stand mitten auf dem Teppich, war so groß wie Bobby, stemmte wütend die Klauenhände in die Hüften und sah den Jungen zornig an. »Ich habe dir geholfen… es sind Zauberwörter, verstehst du?« fügte er plötzlich scheinbar ohne jeglichen Zusammenhang hinzu.

»Und was bewirken sie?«

»Mit meinem Namen – hast du mich gerufen. Mit anderen Wörtern kannst du andere herbeibefehlen – oder dir Länder und Reiche schaffen, die in deiner Phantasie vorhanden sind. Mit den Zauberbuchstaben kannst du sie Wirklichkeit werden lassen.«

»Warum setzt du sie nicht selbst zusammen?« fragte Bobby, während er schon die Beine über die Bettkante schwang.

»Das ist das Besondere an dem Zauberspiel«, murmelte Zaneroth, und in seinen Augen blitzte es. »Es müssen -Menschenhände sein, die die Buchstaben zusammenfügen. Sonst funktioniert es nicht. Und so wie ich dir geholfen habe, kannst du mir jetzt helfen…«

*

So kam es, daß Bobby Failman sich auf den Teppich hockte und genau das tat, worum Zaneroth ihn bat.

Alles spielte sich im Silberlicht der Sterne ab, deren Schein durch das weit geöffnete Fenster fiel und den Raum in angenehmes Zwielicht tauchte.

»Leg die Bausteine so um dich herum, daß sie einen Kreis bilden,

in dessen Mitte du sitzt«, verlangte Zaneroth.

Das tat Bobby.

Eine Handvoll Plättchen blieb übrig.

Es waren genau – acht…

Bobby hatte die anderen schon so eng aneinandergefügt, daß es ihm beim besten Willen nicht möglich war, auch die restlichen noch unterzubringen.

»Was soll ich mit ihnen machen?« fragte er Zaneroth, der die ganze Zeit über wortlos seiner Betätigung zugesehen hatte.

Der Kobold mit den schräg liegenden, glühenden Augen lehnte mit dem Rücken an der Bettkante.

Bobby wollte sich erheben und den Kreis verlassen.

»Drin bleiben!« kommandierte Zaneroth, und seine Augen versprühten Blitze.

Bobby merkte, wie er fror.

Zaneroths Verhalten hatte sich geändert. Er war nicht mehr so freundlich wie am Anfang.

»Hast du was?« fragte der Junge kleinlaut.

»Wir sind noch nicht fertig. Acht Buchstaben fehlen noch. Sieh sie dir genau an…«

Bobby reihte sie zwischen seinen Beinen auf.

»Z-a-n-e-r-o-t-h«, murmelte er, als er die Buchstaben wieder in einer Reihenfolge legte, die ihm gerade in den Sinn kam. »Was für ein Zufall! Genau acht Bausteine sind übriggeblieben, und sie ergeben deinen Namen.«

»Genau so mußte es sein. Schließlich bin ich die Hauptperson.«

Er grinste auf eine Art, die ihn noch unsympathischer machte.

»Du hast dir oft fremde Länder und Abenteuer darin vorgestellt, nicht wahr?« fuhr Zaneroth fort.

»Stimmt.«

Daß der Kobold das wußte, verwunderte Bobby nicht. Schließlich hatten sie heute nacht schon über tausenderlei Dinge gesprochen, und da hatte er auch von seinen Wünschen und Träumen erzählt.

Er hatte Interesse an alten Völkern und längst untergegangenen Reichen. An Inseln wie Atlantis und Mu, die voller Rätsel und Geheimnisse steckten.

»Es gab noch andere, von denen du nichts weißt«, sagte Zaneroth. »Zum Beispiel… Xantilon…«

»Noch nie gehört. Was ist das?«

»Eine Insel wie Atlantis und Mu… Wenn du im Kreis bleibst, Bobby, kannst du die Insel sehen, so wie du mich vor dir siehst.«

»Phantastisch! Ich bin drin – aber alles ist unverändert…«

»Das wird sich gleich ändern. Wende die Buchstaben-Bausteine… einen nach dem anderen… drehe zuerst das ›Z‹ herum…«

Bobby tat, wie geheißen.

Dem ›Z‹ gegenüber – lag ein ›X‹…

Hinter dem ›A‹ dummerweise auch ein ›A‹.

»Dann hätte ich den Buchstaben gar nicht zu wenden brauchen, Zaneroth.«

»Es ist aber unerläßlich.«

Als alle acht Steine umgedreht waren, ergaben sie einen neuen Begriff.

»Aus ›Zaneroth‹ – ist ›Xantilon‹ entstanden!« stieß Bobby hervor.

Da schnappte die Falle zu.

*

Die Luft um ihn veränderte sich.

Die vertraute Umgebung jenseits des Kreises aus Buchstaben-Steinen verschwand. Die Buchstaben begannen zu glühen und erinnerten ihn an etwas…

An das Feuer im Augenpaar Zaneroths!

Das Glühen verstärkte sich. Die Umgebung dahinter, war überhaupt nicht mehr wahrzunehmen.

Das gespenstische Glosen rings um ihn stieg auf wie ein Schacht und wurde zu einer glimmenden Mauer, die ihn umschloß wie eine Röhre.

Zu Tode erschrocken wollte Bobby Failman aufspringen.

Das war nicht möglich!

Er versank in dem Glühen, das ihn umgab, und hatte keinen festen Boden mehr unter sich.

Rasend schnell ging es in die Tiefe, und das unheimlich teuflische Lachen Zaneroths verfolgte ihn, bis er nichts mehr hörte und sah.

Die Abwärtsbewegung wurde rasend.

Ein Schlund verschluckte ihn. Und ehe seine Sinne erloschen, merkte er noch, daß seine Haut sich veränderte.

Wie bei einem Werwolf, dessen schaurige Verwandlung in der Vollmondnacht vom Menschen in eine Tierbestie sich vollzog, so wandelte sich Bobby Failman.

Braune Haare sprossen aus seinen Poren und wurden zu einem dichten Pelz. Seine Fingernägel wuchsen binnen Sekunden, sein Gesicht veränderte sich, die Ohren wurden spitz, Mund und Augen verformten sich.

Der in das Nichts stürzende Bobby Failman sah genau so aus wie Zaneroth, der Kobold.

Aber das bekam er nicht mehr ganz mit…

*

Auf Marlos ging die Sonne nicht unter.

Die Insel kannte keine Nacht.

Die Menschen, die hier lebten, hatten ihren biologischen Rhythmus dem normalen Tages- und Nachtablauf angepaßt, der in diesen Breiten üblicherweise herrschte.

Sie gingen in der Zeiteinteilung von der aus, die auf Hawaii üblich war.

Danach stellten sie ihre Uhren und nahmen ihre Mahlzeiten ein. Und wenn einer mal nicht das Bedürfnis hatte zu ruhen und zu schlafen, dann legte er sich an den Strand oder schwamm -›mitten in der Nacht‹ – auch mal eine Runde im klaren, sauberen Wasser des Pazifischen Ozeans.

Alan Kennan machte von dieser Möglichkeit Gebrauch.

Zuviel ging ihm durch den Kopf.

Die Ereignisse in London, in die er durch die Rettung Pamela Kilians verwickelt war, zogen noch immer ihre Kreise.

Zwar war es ausgeschlossen, daß man die von der Polizei und der Anstalt gesuchte Pamela jemals entdeckte. Sie war unschuldig in ein von Dämonen abgekartetes Spiel hineingezogen worden, bei dem sie fast den Verstand verlor. Nur die unmittelbar daran Beteiligten, die es am eigenen Leib verspürt hatten, wußten, was wirklich gespielt wurde. Die Behörden waren in diesem Fall ahnungslos.

In der Zwischenzeit hatte Alan Kennan sich noch mehr als einmal mit einem Vertrauensmann namens George Wainling in London getroffen. Wainling schrieb Sensationsberichte für diverse Zeitungen und Magazine.

Sein Milieu war das Ausgefallene, Außergewöhnliche.

So war es nicht verwunderlich, daß Wainling Mitarbeiter einer besonderen Zeitschrift war. Sie hieß ›Amazing Tales ‹.

Herausgebracht wurde sie in allen Weltsprachen. Die Auflage erreichte schwindelerregende Höhen. Die Reporter und Korrespondenten in aller Welt, die für ›Amazing Tales‹ arbeiteten, gingen den großen und kleinen ungeklärten Dingen nach.

Der Initiator und Verleger diese Zeitschrift, Richard Patrick, selbst schon mit übernatürlichen und unerklärlichen Vorgängen dieser Welt konfrontiert, erforschte diese Phänomene.

Patrick war Freund und Vertrauter Björn Hellmarks, und er war es auch für die anderen Marlos-Bewohner. Da er selbst lange genug auf der unsichtbaren Insel weilte, verfügte er über die Gabe, die jedem dort nach einiger Zeit zum Geschenk gemacht wurde: er konnte sich jederzeit dorthin versetzen. Und von dieser Möglichkeit machte Patrick in diesem Moment Gebrauch…

Etwa auf halber Höhe zwischen der Blockhütten-Siedlung und dem

weißen Strand, auf dem riesige Palmen in den blauen Himmel wuchsen, tauchte wie ein Gespenst aus dem Nichts eine Gestalt auf: ein kleiner untersetzter Mann. Er trug einen feinen Nadelstreifenanzug, weißes Hemd und dezent gemusterte Krawatte.

Alan Kennan, der seine Schwimmrunde beendete und erfrischt ans Ufer zurückschwamm, war nicht überrascht, so plötzlich einen Besucher vor sich zu sehen.

»Sie haben nur die falsche Kleidung mitgebracht, Rich!« begrüßte er den Ankömmling, stieg aus dem Wasser und schüttelte sich wie ein nasser Hund. »Im Anzug nach Marlos zu kommen, ist ein Zeichen dafür, daß der Betreffende aus dem Streß nicht mehr herauskommt. Sie hätten eine Badehose mitnehmen sollen, Richard.«

»Das nächste Mal werde ich dran denken«, antwortete der kleine, untersetzte Mann. Er wirkte freundlich, natürlich und gar nicht wie einer, der über ein Presse-Imperium herrschte. »Ich bin nicht zum Schwimmen gekommen, sondern um mit Ihnen zu reden und Sie mitzunehmen. In diesem Fall jedoch wäre es verkehrt, Alan, wenn Sie sich mit der Badehose auf den Weg machen würden.«

»Sie haben recht. Die ist zu naß.«

»Ob naß oder trocken spielt dabei keine Rolle. Es ist zwar auch ein Seebad, wohin ich Sie hin entführen möchte, aber in dem Aufzug läßt man sie in kein Lokal und keine Bar. Sie wissen, Briten achten auf Etikette…«

»Sie machen’s spannend, Rich. Packen Sie aus,’ was gibt es Neues?«

»Es sind die Kreise, die Pamelas Fall in London und Umgebung erzeugt hat, Alan… Wainling scheint einen Zusammenhang aufgedeckt zu haben. Darin spielen drei Leute eine besondere Rolle. Zwei Männer und eine Frau.«

»Ein Dreiecks-Verhältnis also. Schön. Oder weniger schön. Kommt ganz darauf an, wen’s betrifft. Und was hat eine erotische Geschichte mit dem Geschehen um Pamela Kilian zu tun?«

»Möglicherweise mehr, als wir vielleicht jetzt denken. Indirekt, Alan… Der Fall liegt folgendermaßen: da lebt ein Mann im besten Wohnviertel rund zwanzig Meilen nördlich von London in einer vornehmen Villa. Sein Name: Ronald Myers. Er ist Inhaber einer großen Transportfirma und Besitzer einiger Aktienpakete, die ihm ein luxuriöses Leben ermöglichen. Da ist ein anderer Mann. Sein Name: Marvin Cooner, wohnhaft in Soho, notorischer Nichtstuer, der auch davor nicht zurückschreckt, durch kleine Gaunereien seinen Lebensunterhalt aufzubessern.«

»Interessante Kontraste. Dann ist – ohne den genauen Hintergrund zu kennen – Cooner wohl irgendwann bei Myers eingedrungen und hat diesmal nicht nur eine kleine Gaunerei begangen, sondern eine riesengroße, wie?«

»So ungefähr. Allerdings geht es nicht mehr nur um eine riesengroße Gaunerei, sondern um eine riesengroße Schweinerei, wenn stimmt, was Wainling in London bei seinen Recherchen herausgefunden zu haben glaubt. Cooner hat sich nicht damit zufriedengegeben, nur Materielles aus Myers' Villa zu entwenden. Er hat kurzerhand alles übernommen, die Villa, den gesamten Besitz, das Vermögen, die Geliebte Myers' und – dessen Leben…«

Alan Kennan starrte Richard Patrick an wie einen Geist.

»Sie wollen darauf hinaus, daß…«

Er brauchte gar nicht deutlicher zu werden. Patrick nickte.

»Dämonenwerk, Alan! Genau! Etwas anderes kommt nicht in Frage. Wainling hat einige interessante Fäden zurückverfolgt. Gerade was den zeitlichen Ablauf betrifft, gibt es Verbindungen zu dem, was Sie und Pamela Kilian erlebten.

Zu einem Zeitpunkt, als auf dem Londoner Nordfriedhof die Leiche des Freundes und Kollegen Pamela Kilians verschwand und kurze Zeit später eine mysteriöse Raubkatze die Innenstadt der Themse-Metropole unsicher machte, begann seltsamerweise auch eine Veränderung in Ronald Myers' Leben. Außenstehende bekamen das nicht mit, wohl aber ein sehr enger Freund, dem der falsche Myers – in der Gestalt jenes Marvin Cooner – sich anvertraute. Dieser Mann hatte auch seine Schwierigkeiten, zu glauben, was Cooner ihm erzählte. Man muß sich vorstellen, Alan: da kommt ein abgerissen aussehender Bursche daher, der bisher arbeitsscheu und unredlich sein Leben fristete, und behauptet, in Wirklichkeit ein anderer zu sein. Für diesen Freund – Dick Lorington ist sein Name, und er ist in der Londoner Geschäftswelt ein As – war es sicher nicht leicht, die seltsame Geschichte aus dem Mund eines Mannes zu vernehmen, der von seinem Sinnen und Denken her nur Ronald Myers sein konnte, aber wie dieser Marvin Cooner aussah.

Kurz und gut: der Mann, der von sich behauptete, Ronald Myers zu sein, konnte durch einige ganz spezielle Hinweise – dir nur ihn und seinen Freund betrafen – ihm gegenüber seine Identität beweisen. Aber das war auch alles. Jemand, der nicht so aussieht wie der, der er zu sein scheint, hat es schwer, dies zu beweisen.

Von all diesen Dingen hat Wainling inzwischen erfahren. Und noch mehr: Er hat festgestellt, daß Ronald Myers' Geliebte in der Zwischenzeit ihren Beruf an den Nagel gehängt hat.«

»Nun, wenn man einen so reichen Freund hat…«

»Das allein war nicht ausschlaggebend, Alan. Die Frau, hatte keinen gewöhnlichen Beruf. Sie war Tänzerin, sogar eine sehr erfolgreiche. Sie war der Clou im Londoner ›Horse-Club‹. Das ist ungefähr für die britische Metropole das, was ›Lido‹ oder ›Moulin Rouge‹ in Paris sind.«

»Ich weiß«, nickte Alan Kennan. »Ich habe die Pferdchen auch schon herumhüpfen sehen. Die Attraktion war – Clarissa…«

»Genau um die geht es. Um Clarissa Hiller… sie hätte – wie George Wainling in vielerlei Gesprächen herausfand – niemals daran gedacht, ihre Karriere aufzugeben und sich vor allem einem einzigen Mann anzuschließen. Dazu ist Clarissa Hiller nicht der Typ.

Aber sie hat es getan. Und damit kommt etwas in ihr Leben, das Wainling nachprüfenswert schien.

Er lernte, wie gesagt, Lorington kennen und diesen Marvin Cooner, der von sich behauptet, in Wirklichkeit der echte Ronald Myers zu sein.

Seit Wochen ist Wainling gezielt hinter dem falschen Myers und seiner schönen Begleiterin her. Was der richtige Myers ihm nämlich an präzisen Hinweisen gab, elektrisierte Wainling und machte ihn hellhörig, aber auch vorsichtig. Kurz bevor es dann geschah, konnte er mich noch telefonisch informieren. Deshalb bin ich gekommen, weil ich glaube, daß diese Geschichte etwas für dich und vor allem auch Björn Hellmark ist…«

»Mit ihm können Sie leider nicht sprechen, Rich. Sie müssen schon mit mir Vorliebe nehmen. Björn ist auf Reisen.« Er berichtete kurz von der Absicht des Herrn von Marlos, der versucht hatte, die Spur seines Freundes Harry Carson aufzunehmen. »Aber wir alle hier nehmen an, daß er nicht lange fort sein wird. Diesmal hat er es eilig… Was kann ich für Sie tun, Rich?«

»Eine ganze Menge. Sie müssen eins wissen: Wainling kann die Geschichte nicht weiterverfolgen. Er hatte – bevor das mit Clarissa Hiller passierte und er sie ins Vertrauen ziehen konnte – einen bedauerlichen Unfall. Er fuhr gegen einen Laternenpfahl und wurde mit schweren Verletzungen in eine Londoner Klinik eingeliefert. Bis zur Stunde ist ungeklärt, wie es zu dem Unfall kam, denn nachweislich war kein anderes Fahrzeug daran beteiligt.«

»Was Sie zu dem Schluß veranlaßt,' George Wainlings Unfall wurde manipuliert?«

»Ja. Der Täter hätte allerdings – wenn stimmt, was der echte Myers seinem Freund Lorington anvertraute – eine andere Möglichkeit gehabt. Der falsche Myers, in dem ein Dämon heimisch sein muß, tötet – durch Gedankenkraft. Den letzten schlüssigen Beweis hätte ein Gespräch mit der offenbar an die Seite des falschen Myers gezwungenen Clarissa Hiller geben können. Da passierte Wainlings Unfall. Und dann das mit Clarissa…«

»Was ist mit ihr?«

»Sie verließ während eines Kongresses in Brighton die Bar unter einem Vorwand. Sie wollte auf ihr Zimmer gehen und sich dort ein wenig ausruhen. Aber sie lief auf die Straße, direkt vor ein Auto.«

»Tot?«

»Nein, aber schwer verletzt. Die Ärzte kämpfen um ihr Leben. Zwischenzeitlich ist sie einige Male für kurze Zeit zu sich gekommen. Sie hat das Interesse am Leben verloren, hat gesagt, daß sie das, was sie getan hat – jederzeit wieder tun wird, um aus dem Joch zu entfliehen…«

»Sie haben weitreichende Verbindungen, Rich.«

»Nicht weitreichend genug. Ich will mehr über diesen Fall wissen. Deshalb wende ich mich an Sie.«

»Ich soll Clarissa Hillers Vertrauen gewinnen?«

»So ähnlich. Da ist ein Mann, der es schon versucht.«

»Wer ist es?«

»Seinen Namen haben wir inzwischen noch nicht herausgefunden. Es handelt sich bei ihm um den Fahrer des Chevrolet, vor den Clarissa Hiller absichtlich lief… Dieser Mann besucht sie täglich. Nicht wegen seines schlechten Gewissens, das er nicht zu haben braucht, denn an dem Unfall trifft ihn mit Sicherheit kein Verschulden. Es ist die Frau selbst, die ihn interessiert. Er hat sich Hals über Kopf verliebt in sie. Kein Wunder, wenn man so aussieht wie sie…«

Nun wußte Alan Kennan alles.

Er sollte George Wainlings Stelle übernehmen.

Dazu war er bereit, denn alles, was bisher an Erkenntnissen zusammengetragen worden war, trug den Stempel des Ungewöhnlichen.

»Ich folge Ihnen nach Brighton, Rich. In fünf Minuten bin ich zurück. Ich ziehe mich nur standesgemäß an.«

Von weiterem Gepäck war keine Rede.

Alan Kennan war bereits ein echter Marlos-Bewohner.

In Gedankenschnelle konnte er jederzeit wieder von jedem beliebigen Punkt der Erde auf die Insel zurückkehren.

Auf dem Weg zur Blockhütte kam ihm eine Gestalt entgegen. Eine Frau. Pamela Kilian.

»Ich konnte nicht schlafen. Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf«, meinte sie. »Da dachte ich mir, ich schwimme mich müde…«

Dementsprechend war sie angezogen.

Der Bikini mit einem bunten Streifenmuster bedeckte gerade das Allernotwendigste.

»Passen Sie auf, Pam«, warnte Richard Patrick sie und hob ermahnend den Finger. »Halten Sie sich nicht zu lange im Wasser auf…«

»Warum nicht?« fragte Pamela ahnungslos.

»Wenn der Bikini einläuft wird’s kritisch. Dann muß man die Streifen mit der Lupe suchen…«

*

Als der Wecker rasselte, stöhnte sie unterdrückt, rollte sich auf die Seite und zog die Bettdecke über den Kopf wie ein kleines Mädchen.

Susan Failman atmete tief und tastete nicht nach dem Abstellknopf, weil sie wußte, daß dann die Gefahr bestand, noch mal einzuschlafen.

Das konnte sie sich nicht leisten.

Sie brauchte eine bestimmte Zeitspanne, um mit Bobby und sich fertig zu werden.

Als das Rasseln aufhörte, warf sie die Bettdecke zurück, reckte und streckte sich und öffnete die Augen.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen durch die Rolladenschlitze.

Fünf Minuten blieb Susan Failman noch liegen.

Sie entsann sich wieder ihres Traumes.

Bobby… der herumgesprungen und fröhlich gewesen war, der von diesem Zanoth… sie konnte den Namen einfach nicht behalten… gesprochen hatte.

Alles hatte sich hier im Schlafzimmer abgespielt.

Susan fuhr sich durchs Haar und erhob sich. Zuerst zog sie den Rolladen hoch. Sonnenlicht flutete voll in den Raum.

Susan Failman durchquerte das Schlafzimmer.

Da prallte sie wie vor einer unsichtbaren Wand zurück, ihre Augen weiteten sich in ungläubigem Erstaunen, und ein Stöhnen entrann ihren Lippen.

Rechts neben der Tür, vor der Wand, wo die Frisierkommode stand, lag ein aufgeschnittenes Gipsbein!

*

Langsam ging sie darauf zu und wollte nicht glauben, was sie sah.

Sie berührte es zuerst mit dem Fuß, fühlte es. Der Gips war keine Einbildung.

Susan schluckte heftig. Das Gesehenen heute nacht… alles andere als ein Traum?

Sie konnte es nicht fassen und zweifelte auch jetzt noch daran.

Bobby mußte sich einen ganz üblen Scherz erlaubt haben.

Das war eine Nachbildung…

Er mußte einen Weg gefunden haben, sein Gipsbein… Doch ebenso schnell, wie ihr dieser Gedanke gekommen war, verwarf sie ihn wieder.

Alles war Unsinn. Wie sollte Bobby… es sei denn, er hatte zusammen mit einem seiner Freunde beschlossen, sich einen Scherz zu erlauben. Aber wo sollte der Freund dann ausgerechnet ein Gipsbein

herbekommen? Die junge Frau kehrte immer wieder an den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zurück, und ein unbehagliches Gefühl befiel sie.

Susan riß die Schlafzimmertür auf und eilte über den Flur in Bobbys Zimmer.

Er schlief noch.

Auf dem Boden lagen die Buchstaben aus der Schachtel.

Sie waren im Kreis zusammengefügt, und im Kreisinnern lagen acht Steine, die den Namen ›X-A-N-T-I-L-O-N‹ ergaben.

Seltsam…

Susan Failman konnte sich genau daran erinnern, daß sie gestern abend noch die Buchstaben eingeräumt und sie mitsamt der Schachtel auf den Schrank gestellt hatte.

Die Frau ging um den Kreis herum, als Bobby sich im Bett leise bewegte und umdrehte. Seine Augenlieder zuckten. Da nahm er sie wahr.

»Mam?« fragte er erstaunt und richtete sich auf.

Sie wollte etwas Belangloses sagen, wie: ›Schon gut… entschuldige die Störung… schlaf weiter, wir haben noch etwas Zeit…‹ Aber nichts von alledem kam über ihre Lippen.

Wie gebannt starrte sie auf die Bettdecke. Sonst ragte das dicke, schwere Gipsbein über den Rand hinaus.

Aber jetzt lag Bobby ganz normal im Bett!

Sie bemühte sich, nichts merken zu lassen.

Lächelnd trat sie näher.

»Paß' auf, bitte«, erscholl Bobbys Stimme da vom Bett. »Der Kreis muß so bleiben, wie er ist. Er darf nicht zerstört werden. So wie jetzt kann ich sonst die Buchstaben nicht mehr zusammenfügen. Und das ist sehr wichtig, mußt du wissen. Wegen – Zaneroth…«

Sie konnte den Namen schon nicht mehr hören und nickte. »Aber natürlich paß' ich auf…« Sie kam ans Bett heran, hob die verrutschte Decke leicht und wollte alles so natürlich wie möglich tun.

Aber es gelang ihr nicht.

Der Schreck fuhr ihr wie ein Blitzen die Glieder.

Susan Failman stöhnte.

Bobbys Gips – war verschwunden!

*

Die Frau war noch immer bereit, alles für einen Scherz zu halten und suchte nach einer logischen Erklärung.

»Erzähl' mir, was du da angestellt hast«, sagte sie leise und mußte sich zwingen, die Ruhe nicht zu verlieren. »Mit welchem Messer oder welcher Schere hast du das zuwege gebracht?«

»Aber – das war ich nicht. Ich hab' dir's doch noch heute nacht erzählt, Mam…, gleich, nachdem es passiert ist. Erinnerst du dich nicht an – Zaneroth?«

Ihre Zähne schlugen aufeinander. Sie mußte sich die ganze Geschichte noch mal von vorn anhören.

Sie tastete das Bein ab. Es waren keinerlei Druckstellen und farbliche Veränderungen feststellbar. Es fühlte sich kräftig und ganz normal an. Obwohl es seit Wochen in Gips lag, war es keineswegs dünner als das andere Bein.

Und – es war frei beweglich.

Susan sah, wie ihr Sohn herumturnte. Er war außer Rand und Band.

Ein Wunder war geschehen. Sie erlebte es mit allen Fasern ihres Körpers mit. Sie wußte nicht, was sich ereignet hatte, doch sie konnte ihre Augen nicht vor den Tatsachen verschließen. Auch wenn sie keine Erklärung dafür fand.

»Sei vorsichtig, Bobby!« ermahnte sie ihn mit zitternder Stimme. »Daß… nichts passiert…«

»Es wird nichts mehr passieren. Zaneroth hat mich geheilt. Er hat mir die Hände aufgelegt, und ich habe überall dort, wo er entlanggefahren ist, Wärme gespürt. Im ganzen Körper…«

»Das alles werden wir feststellen lassen. Ich werde versuchen, heute nachmittag frei zu bekommen. Ich werde Dr. Henderson anrufen und ihn um einen Termin bitten. Unter diesen Umständen wird er sich wohl die Zeit nehmen. Wir lassen dich genau untersuchen, Bobby.«

Aufgewühlt und erregt fuhr Susan Failman an diesem Morgen von zu Hause weg.

Bobby, ihr Sohn, stand am Fenster auf der anderen Seite des Hauses und winkte ihr.

Bobby? Ihr Sohn?

*

Auch in Xantilon zogen seltsame Dinge Menschen in Bann, die in der gleichen Zeit lebten wie Susan Failman.

Keiner wußte vom anderen, und doch waren ihre Schicksale auf rätselhafte Weise miteinander verknüpft.

Die Menschen, die von Marlos gekommen waren, fühlten sich allerdings nicht mehr als solche.

Während ihres eigenartigen Zuges durch die Wüste wußten sie zwar, woher sie kamen und wer sie einst gewesen waren, doch der Geist, der sie antrieb und erfüllte, war nicht ihr eigener.

Fremdes war, während sie in einer Art Todesschlaf lagen, in sie eingedrungen, hatte Besitz von ihnen ergriffen und ihr eigenes Ich

ausgelöscht.

Vorn an der Spitze der durch die Wüste Wandernden lief Rani Mahay. Er hatte noch immer den größten Vorsprung.

Aber es war nur noch Ranis Körper, der dort lief.

In ihm lebte ein Geist, der sich Okar nannte.

Und so war es nicht Mahay, der einen ganz bestimmten Weg einschlug, der sein Ziel genau kannte, sondern Okar. Er kannte den ›Unsichtbaren Tempel Rha-Ta-N'mys‹, der eine wahre Todesfalle war.

Im Tempel lauerten die Körperlosen, und der Geist Rha-Ta-N'mys war mit ihnen.

Rani dachte und fühlte nicht mehr wie Rani, sondern wie Okar, denn – er war Okar.

Er war der Stärkste und Größte. Er war zuerst erwacht, hatte das andere Leben gespürt und war hineingeschlüpft.

»Rha-Ta-N'my, unendliche Göttin und künftige Herrscherin des Universums«, sagte er leise und in einer Sprache, die keine menschliche war. Hätte ein Mensch sie vernommen, wäre er zu Tode erschrocken. Jedes Wort bewirkte im Empfinden eines Menschen Unbehagen und Schmerzen. Mit dieser Sprache wurde die Hölle beschrieben, die Untaten der Dämonengöttin besungen, in dieser Sprache unterhielten sich die Eingeweihten der Finsternis untereinander.

Es war die Sprache einer Höllenwelt, und Rani Mahay beherrschte sie, als hätte er sich sein Leben lang dort aufgehalten.

Der friedliche, stille Mann aus Bhutan, der sein Leben in den Dienst einer guten Sache gestellt hatte, existierte nicht mehr. Nur noch seine Hülle lebte, ein Körper, den ein fremder Geist besetzt hielt und den wahren Geist, das wahre Ich Mahays, vertrieben hatte.

Okar triumphierte.

Und in Mahays Gesicht spiegelten sich die dämonischen Empfindungen.

In seinem Willen hatte nichts anderes Platz als sein Wirken für Rha-Ta-N'my.

Ihr verdankte er seine Existenz. Sie hatte ihn geführt, geleitet, gelehrt…

Er war einer der auserwählten Unsterblichen von Shumo, der Dämonenwelt hinter den schwarzen Schleiern in der Tiefe des Kosmos verborgen. Shumo war ein Lieblingsort der Geister, ein Pandämonium, einer der Lieblingsorte Rha-Ta-N'mys. Und so wie Shumo, wo jegliches menschliches Leben im herkömmlichen Sinn erloschen war, sollte die Erde werden.

Die Weichen waren gestellt. Die auserwählten Geister von Shumo sollten auf der Insel Xantilon, die dem Untergang geweiht war, auf Menschenjagd gehen. Nur wenn ihre negative geistige Kraft der

Dämonengöttin einen Vorteil brachte, konnten sie damit rechnen, in der Rangstufe der Dämonen höher zu steigen. Rha-Ta-N'my selbst an die Seite gestellt werden und unter den besten Voraussetzungen eines Tages selbst den Namen eines Hauptdämons zu übernehmen. Auch Sterbliche konnten Dämonen werden. Zuerst mußten sie die herkömmliche Sterblichkeit mit dem ewigen Dämonendasein vertauschen.

Okar war auf dieser Stufe schon weit vorangeschritten.

Daß er sich entschlossen hatte, zusammen mit den andern diese fremden Körper zu übernehmen, empfand er als diebische Freude.

Das war eine andere Ausgangsposition, als sie sonst im Tempel hatten. Wer dorthin kam, auf dem Weg zu dem legendären ›Sternenschloß‹, wurde abgefangen und war verloren. Die riesige, unsichtbare Falle schnappte stets mit tödlicher Sicherheit zu. Wenn einer, der auf der Suche nach dem ›Sternenschloß‹ war, die unsichtbaren Mauern fühlte, war seine Neugier geweckt, und er begann, nach den Eingang zu suchen. Der war meistens sehr schnell zu finden, und der Unglückliche geriet in die labyrinthartigen Gänge und Korridore, unendlichen Treppenaufgänge, die in die höheren Etagen des ›Unsichtbaren Tempels‹ führten, wo dann der Tod auf ihn wartete. Denn nur im Opfertod an die gierigen, unersättlichen Götter wurde noch mehr negative Kraft geschaffen, die Grundlage war für weitere Dämonenexistenzen.

Rani Mahays Körper blieb stehen. Er wartete auf die anderen. Auch sie waren nur Hüllen. Auf den Gesichtern lag Ausdruck von Haß und Verachtung… Der Geist, der sie beseelte, hatte nichts mehr mit dem zu tun, der ihre wirkliche Persönlichkeit ausmachte.

›Mahay‹ verzog die Lippen zu einem hinterhältigen Grinsen, als alle beisammen waren.

Der Inder blickte auf den großen, blonden Mann, der als Mensch Björn Hellmark hieß, jetzt aber vom Geist eines gewissen Razzan erfüllt wurde.

»Du hast den Vogel abgeschossen, Razzan«, sagte Okar in der menschlichen Ohren unerträglichen Sprache des Volkes von Shumo. »Durch Rha-Ta-N'mys Hilfe haben wir eine völlig neue Ausgangsposition erlangt, und noch mehr werden uns in die Hände laufen, als Rettung im › Sternenschloß ‹ zu finden. Die Menschen, die aus den Kampfzonen fliehen und das ›Sternenschloß‹ suchen, wissen um eine Gestalt, die ihnen Hoffnung und Rettung verspricht. Es ist der ›Tote Gott‹, Razzan… Diesen Namen haben sie ihm gegeben… und du hast den Körper übernommen, in dem jene Flüchtlinge den ›Toten Gott‹ sehen. Du wirst sie anziehen wie ein Magnet. Sie werden glauben, Sicherheit und Ruhe gefunden zu haben… aber in Wirklichkeit ist es die Ruhe des Todes, denn der Rachen, der sie'

verschlingt, ist schon weit geöffnet.«

Razzans rauhes Lachen ertönte. »Dann laß' uns nicht länger herumstehen, Okar. Begeben wir uns zum Tempel, damit wir keinen verpassen. Ich freue mich schon auf die Gesichter der Opfer, wenn sie erkennen, wohin sie wirklich geraten sind.«

*

Der ›Unsichtbare Tempel‹ lag nur noch wenige Schritte von ihnen entfernt.

Menschliche Augen konnten in der schummrigen Atmosphäre nichts erkennen.

Scheinbar endlos breitete sich die öde, menschenleere Wüste vor ihnen aus.

Doch der Eindruck täuschte.

Okar blieb plötzlich stehen.

Vor ihm ragte eine unsichtbare Wand in die Höhe.

Seine Hände glitten über die Fläche, und es sah aus, als würde er Bewegungen und Handspiele in der Luft vollführen.

Okar suchte den Eingang. »Dies ist einer der Nachteile, die wir uns mit dem Tausch eingehandelt haben«, bemerkte er. »Diese Augen taugen nichts. Als ungebundener Geist konnten wir die Materie durchdringen. Jetzt sind wir blind wie die Würmer.«

Er ging weiter nach rechts und konnte sich nur auf seinen Tastsinn verlassen.

Auch die anderen gingen an der unsichtbaren Wand entlang, deren immense Höhe und Länge ihnen bekannt war, weil sie in einem besonderen Raum dahinter schon lange Zeit in geistiger Form aufbewahrt wurden und existiert hatten.

Der ›Unsichtbare Tempel‹ Rha-Ta-N'mys ragte etwa fünfzig Meter in die Höhe, und jede Wand war mehr als einen halben Kilometer lang. Darin gab es mehrere Tore, die jedoch wie die Wände nicht mit menschlichen Sinnen wahrgenommen werden konnten.

Doch wer immer auf seinem Weg durch die Wüste an diese Stelle kam, stand vor einem Rätsel. Derjenige mußte solange an der unsichtbaren Wand entlanggehen, bis er an ein Tor kam. Hier war das seltsame Hindernis jedoch nicht zu Ende, sondern es fing erst an.

Für die Menschen und Whiss, deren Identität ausgelöscht war, stellte sich jedoch dieses Problem nicht.

Sie wollten hierher zurück in den Tempel, der ihr Zuhause war.

Die Wand, die Okar und Razzan abtasteten, gab plötzlich nach. Unter ihren Händen wich der Widerstand zurück. Das Tor öffnete sich.

Okar trat zuerst ein. Links und rechts ragten Wände empor, die sie mit ihren menschlichen Augen nicht wahrnehmen konnten. Sie hörten

an den hallenden Schritten, daß der Untergrund hart war.

Nach wenigen Metern kam eine erste Empore.

Okar stieg die Stufen empor. Er war etwa einen Meter über den anderen und schien zu schweben. Dann folgte Razzan nach und schloß in der Höhe zu Okar auf.

Ein weiterer Gang lag vor ihnen. Sie kannten das Labyrinth in der Unsichtbarkeit und stiegen eine Etage nach der anderen empor. Und kamen dem schnaufenden, rasselnden Geräusch näher…

Die Fremden in den Körpern der Freunde nutzten ihre Erinnerung, um sich in dem Gewirr der riesigen Korridore und Durchlässe zurechtzufinden.

Sie blieben alle beisammen.

Wenn ein Mensch in diesen unsichtbaren Tempel geriet, war er verloren. Unzählige Treppenaufgänge gab es, Korridore, die in alle Himmelsrichtungen wiesen.

Stufen und Seitenwände waren nach wie vor nicht zu erkennen, dennoch schienen die Eindringlinge genau zu wissen, wohin ihr Weg führte.

Sie kamen dem atmenden Geräusch immer näher.

Es erfüllte die Gänge, pulsierte und pochte wie ein gigantisches Herz, das hier in der Unsichtbarkeit lag und selbst unsichtbar war.

Die Atmosphäre war beklemmend, erfüllt von einer Stimmung, die einen Menschen ängstigte.

Aber die hierher zurückkamen in den Körpern von Menschen – fühlten sich wohl.

»Statten wir unserem Freund einen Besuch ab«, sagte Okar. »Er wird uns wahrscheinlich nicht erkennen. Wir werden ihm gut zureden müssen, daß er uns nicht aus Versehen auffrißt.«

Er lachte leise, und die anderen stimmten in sein teuflisches Lachen mit ein.

Jeder Mensch, der bisher in den ›Unsichtbaren Tempel‹ geriet, war von dem Rachen verschlungen worden.

Im Unsichtbaren lauerte der Tod. Hier in den oberen Etagen des Tempels war er zu Hause, der ›Rachen‹, der keinem eine Chance ließ, denn – er hatte viele Köpfe…

*

Okar wollte sich nach links wenden, als Razzans Rechte plötzlich nach vorn schoß und sich um seinen Oberarm, legte.

»Schau dir das an!« sagte er und seine Augen weiteten sich, das satanische Leuchten in ihnen verstärkte sich. »Da vorn… wir kriegen Besuch, Okar.«

Danielle, Carminia, Arson und Whiss, die ebenfalls nicht mehr die

waren, die sie zu sein schienen, folgten mit ihren Blicken der Richtung, in die Razzan deutete.

Sie blickten, aus der Höhe herab, standen wie auf einem Turm, blickten ’ durch die durchsichtigen Wände und hatten eine hervorragende Sicht in die Weite.

Jenseits einer Bodenwelle tauchten zwei Gestalten auf. Eine Frau und ein Mann.

Sie trugen zerfetzte Gewänder und waren erschöpft, legten aber keine Rast ein.

Immer wieder warfen sie einen ängstlichen Blick zurück, als wäre jemand oder etwas hinter ihnen her.

Das Paar war auf der Flucht.

Es taumelte durch die Nacht, die langsam hereinbrach.

Am Firmament südwestlich standen noch immer schattige Wolkenwände, sie schienen die Ebene in zwei Hälften teilen zu wollen.

Die beiden Flüchtlinge torkelten durch die Wüste und hielten sich in Richtung der schattigen Wolken.

Einmal blieb der Mann stehen und ging in die Knie. Er war ausgelaugt, fertig. Auch seine Begleiterin konnte kaum mehr. Sie stürzte zu Boden, blieb minutenlang im weichen Sand liegen und raffte sich dann wieder auf.

In der Dunkelheit konnten sie die Handvoll Gestalten – Menschen – nicht wahrnehmen, die etwa dreißig Meter über dem Boden in einer Etage des › Unsichtbaren Tempels‹ standen, um jede Einzelheit zu erkennen. Der Boden war hell, die beiden Gestalten boten sich dar wie auf einem Tablett.

Die Frau und der Mann überwanden ihre Schwäche und setzten ihre Flucht durch die Wüste fort.

»Sind wir auch… richtig?« Die Stimme der Frau hallte durch die beginnende Nacht.

»Ja. Die… Richtung stimmt… wir müssen die Wüste hinter uns bringen… die Nacht ist dafür am… besten geeignet…«

»Wir halten… nicht durch…«, klang es kläglich aus dem Mund der Frau.

»Wir müssen…« Der Mann, der selbst das letzte von sich forderte, schloß mit seiner Begleiterin auf. Er faßte sie mit hartem Griff an der Hand. »Wir werden es schaffen… solange sind wir schon unterwegs… wir haben die Verfolger hinter uns gelassen… es wäre töricht, jetzt aufzugeben… So weit wie möglich müssen wir in die Wüste hinein… das hat man uns gesagt. Die Sterne weisen uns… den Weg… wenn die Tageshitze wieder kommt… dann wird’s kritisch. Wir sind auf dem richtigen Weg. Durchhalten!«

Er sprach nicht besonders laut; selbst wenn der Mann die Worte in

die Nacht hinausgebrüllt hätte, durch die dichten, unsichtbaren Wände des rätselhaften Tempels mitten in der Einöde wäre kein einziger Laut gedrungen.

Der Tempel war eine Welt für sich, eine Welt, die man nicht sah.

Aber die Gestalten, die sich darin befanden und nicht körperlos und damit unsichtbar waren wie vor dem Körpertausch, konnten durch die Wände sehen und außerhalb alles wahrnehmen. Umgekehrt war es nach der Sichtbarwerdung der Unheimlichen von Shumo ebenfalls möglich, daß Wüstenwanderer die Körperlichen registrierten.

Aber die Dunkelheit und die Höhe verhinderten dies im Augenblick noch.

Das Paar ahnte nicht, daß es beobachtet wurde.

Plötzlich ging es nicht mehr weiter.

Der Mann, der seine Begleiterin hinter sich herzog und ihr stets einen Schritt voraus war, prallte wie vor einer unsichtbaren Wand zurück.

Es gab einen leisen, hallenden Ton.

»Au!« entfuhr es dem Entkräfteten, und seine Rechte zuckte zur Stirn, wo sich eine Beule zu bilden begann.

Seine Hände kamen vorsichtig nach vorn.

»Eine… unsichtbare… Mauer«, flüsterte er erregt, und vergessen waren die Strapazen, die Ängste, es schließlich doch nicht zu schaffen. »Wir… haben die Dämonen abgehängt… Das ist es, Ainea… das ist der legendäre Ort, an dem uns Rettung erwartet… ja, es kann gar nichts anderes sein… das ist das ›Sternenschloß des Toten Gottes‹…«

Er lief aufgeregt an der Wand entlang, fand eine unsichtbare Tür, und sie wich lautlos unter dem Druck seiner Hände zurück.

Vor ihm war noch immer der Wüstenboden. Aber als der Geflohene durch die Tür schritt, berührten seine Füße nicht mehr den sandigen Untergrund, sondern die unsichtbare Fläche, die darüber lag. Eine harte Schicht, die man fühlen, aber nicht sehen konnte.

Ein Korridor, dann folgten mehrere Treppen, über die sie gingen… links und rechts hohe, unsichtbare Wände.

Die beiden Menschen hielten sich an den Händen und staunten über die Entdeckung, die sie gemacht hatten.

Sie wußten, daß sie sich im Innern eines riesigen Gebäudes befanden. Die Luft war anders, sie rochen den Sand nicht mehr – obwohl sie die Wüste unverändert und scheinbar unendlich in ihrer Ausdehnung vor sich sahen.

In der Höhe, viele Etagen von den beiden ahnungslosen Menschen entfernt, wechselten die beiden Mächtigen, Okar und Razzan, einen Blick.

»Jetzt bist du an der Reihe…«, flüsterte Okar. »Geh’ ihnen

entgegen, sie werden dich als den ›Toten Gott‹ empfangen…«

Razzan grinste wie ein Teufel, und seine Augen glänzten. »Ich kann es kaum erwarten, ihnen meine Dienste anzubieten«, sagte er.

*

Als er die Augen aufschlug, wußte er im ersten Moment nicht, wo er sich befand.

Er merkte, daß er schwer atmete, daß etwas wie ein Nachtmahr auf seiner Brust hockte und es zwischen seinen Zähnen knirschte, wenn er den Mund bewegte.

Sand?!

Wie kam Sand in sein Bett?

Da merkte Jim, daß er mit den anderen mit der Fliegenden Stadt aus Marlos gekommen war, wo er wirklich lag. Unter einem Sandhügel, aus dem sein Kopf noch herausragte. Er hob ihn an, und zwischen den hornartigen Erhebungen seines Kammes, der von der Kopfmitte bis in den Nacken wuchs, rieselte der feine Sand auf den Boden herab.

Jim war ein Guuf. Er hatte einen kugelrunden Kopf und war völlig kahl, nicht mal Brauen wuchsen in seinem Gesicht.

Jim sah dämonisch aus mit seinen riesengroßen, runden Augen und dem breiten Mund, der von einem Ohr zum anderen ging. Aber Ohren gab es eigentlich nicht. An beiden Kopfseiten befanden sich nur kleine dunkle Löcher. Die Ohrmuscheln fehlten. Das Gleiche war mit der Nase. Wo bei einem Menschen die Nase wuchs, gab es bei Jim auch nur kleine verdeckte, kaum wahrnehmbare Löcher.

Jims Mutter war eine Menschenfrau, sein Vater aber ein dämonischer Guuf, ein sogenannter ›Kugelkopf‹, wie sie wegen ihres Aussehens bezeichnet wurden.

Dieses dämonische Aussehen, das die Menschen, die ihn nicht näher kannten, immer wieder erschreckte, war maßgeblich daran beteiligt, daß Jim allerlei Schwierigkeiten mit seinen Zeitgenossen hatte.

Die Menschen hielten ihn für einen Dämon und verfolgten ihn. Die Dämonen waren hinter ihm her, weil in Jims Erinnerung – eine Art Kollektivbewußtsein, das für die Rasse der Kugelköpfe typisch war – Dinge gespeichert wurden, die dem Todfeind der Mächte aus dem Reich der Finsternis, Björn Hellmark, bei seinem Kampf von Nutzen sein konnten.

Als Hellmark sich seinerzeit entschloß, Jim auf die Insel mitzunehmen, um ihm eine neue Heimat zu geben, wußte er noch nichts von dieser Besonderheit seines kleinen Schützlings. Er wollte für Jim, der ohne es zu wollen mit seinem Aussehen alle erschreckte,

nur die Verfolgungsjagden unterbinden.

Die Menschen, die sich auf Marlos zu einer kleinen verschworenen Gruppe vereinigt hatten, kannten Jim, wußten seine stille, freundliche Art zu schätzen und störten sich nicht an seinem Aussehen. Jim war eine Seele von ›Mensch‹, und er war besser als manch einer, der so aussah…

Was war passiert?

Das war sein erster Gedanke, als er den Sandhügel über sich bemerkte.

Hatte Pepe ihn während seines Schlummers am Strand eingegraben? Der Freund kam manchmal auf Wahnsinnsideen…

Aber das war kein Sand von der Insel Marlos.

Der war weißer und feiner…

Und auch die Umgebung stimmte nicht.

Die riesige, gewölbeartige Decke, die kostbaren, farbigen Reliefs an dieser Decke, an den Säulen, die den Thron flankierten und aussahen wie Blumenranken – das alles war nicht die Kulisse von Marlos.

Der Palast von Gigantopolis!

Die gewaltigen Wolken, die sich über der Fliegenden Stadt entluden, hatten keinen Regen, sondern Unmengen von Sand mit sich getragen. Gigantopolis war in einen Sand-Orkan geraten.

Jim buddelte sich frei, sah sich um und suchte die anderen.

Nach und nach fiel ihm alles wieder ein. Mit chaotischer Gewalt war der Sturm losgebrochen, und Björn war es offensichtlich nicht mehr gelungen, die Stadt aus der Gefahrenzone zu manövrieren.

Das Palastinnere sah schlimm aus.

Die riesige Halle einen halben Meter hoch mit Sand bedeckt. In den Ecken und vor Säulen und Wänden türmte er sich sogar noch höher.

Sämtliche Fenster waren zerstört.

Spuren im Sand zeigten an, daß die Freunde hier nach dem Sturm noch herumgelaufen waren.

Die Fußabdrücke waren schließlich nicht zu übersehen.

Jim war irritiert.

Sie waren fortgegangen, ohne sich um ihn zu kümmern?

Das hätten Björn und die Freunde niemals gemacht!

Da stimmte etwas nicht…

Er rief den Namen seiner Begleiter.

Sein Rufen verhallte unerwidert in den gewaltigen Räumen und Sälen.

Wo waren die Freunde – und warum hatten sie ihn zurückgelassen?

Jim buddelte in den Mulden, bei denen mit Sicherheit zu erkennen war, daß an dieser Stelle jemand gelegen hatte.

In der zunehmenden Dunkelheit, die durch die zertrümmerten Fenster drang, begann er zu graben und zu suchen.

Er wurde auch fündig.

Aber was er fand, irritierte ihn noch mehr.

Unter dem Sand blinkte es metallisch.

Ein Schwert. Hellmarks berühmt-legendäre Waffe.

›Das Schwert des Toten Gottes‹!

Wo dieses Schwert lag, mußte auch Björn sein.

Jim verstärkte seine Anstrengungen und legte den ganzen Sandhügel frei.

Doch vergebens! Der blanke Mosaikboden kam zum Vorschein.

Mit beiden Händen versuchte der Junge das Schwert zu fassen.

Er keuchte.

Es gelang ihm, den Griff anzuheben, aber dann mußte er wieder loslassen. Die Waffe schien zentnerschwer zu sein.

Das Schwert war nur für eine Hand bestimmt, für die Björn Hellmarks. Man sagte, daß die einmalige Waffe, die sonst niemand führen konnte, im magischen Feuer einer Esse geschmiedet und durch eine Zauberin namens Daiyana überreicht worden sei.

Jim stapfte durch den tiefen Sand und sah plötzlich etwas Stumpfes, Braunes, von dem ein Zipfel hervorschaute.

Es sah aus wie ein abgeschnittener Damenstrumpf.

Jim fuhr zusammen, bückte sich und löste den Gegenstand aus dem Sand.

Die Dämonenmaske!

Rani hatte sie zuletzt bei sich getragen.

Seltsam, daß auch er den Gegenstand, der ihnen alle Hilfe gegen eventuelle dämonische Angriffe versprach, hier zurückgelassen hatte.

»Nicht freiwillig«, murmelte Jim, der Guuf, im Selbstgespräch vor sich hin. »Björn läßt sein Schwert nicht zurück, Rani nicht die Maske… sie wurden entführt… und mich – hat man vergessen, durch welchen Umstand auch immer.«

Er stopfte die Dämonenmaske in die Hosentasche und durchquerte schnell den Palast.

Die Fußspuren ließen sich im Sand verfolgen.

Es waren viele. Wer alles beteiligt war, konnte er daraus nicht entnehmen. Aber es war zu vermuten, daß alle anderen den gleichen Weg gegangen waren, zusammen mit ihren Entführern. Denn ein freiwilliges Entfernen aus der Stadt war wohl kaum mehr anzunehmen.

Die Spuren führten durch das Hauptportal.

Trotz der herrschenden Dunkelheit bereitete es Jim keinerlei Schwierigkeiten, die Spuren zu verfolgen. Wie eine lange Furche zogen sie sich durch den Sand der Wüste.

Irgendwann mußten diese Spuren enden, und dann hoffte Jim, auf die Freunde zu stoßen…

*

Sie vereinbarte mit einer Kollegin einen Tausch, und so kam es, daß Susan Failman nach der Mittagspause nicht mehr an ihrer Arbeitsstelle zurückkehrte.

Als sie nach Hause kam, hielt sich Bobby nicht in seinem Zimmer auf.

Das erschreckte und befremdete sie.

Sie war es gewohnt, Bobby immer vorzufinden, wenn eine akute Situation bestand.

Daß er nicht auffindbar war, bedeutete eine vollkommen neue und befremdende Situation für sie.

Im Zimmer war alles unverändert.

Der Kreis aus den zusammengefügten Holzplättchen lag noch auf dem Boden; innerhalb war das Wort ›X-A-N-T-I-L-O-N‹ gebildet.

Bobby hatte die Steine noch nicht weggeräumt, sich aber offensichtlich auch nicht neu mit ihnen befaßt.

Susan Failman atmete tief durch und mußte sich gestehen, daß sie verwirrt war und nicht in der Lage, die Dinge, die sich seit gestern ereignet hatten, mit klarem Verstand zu erfassen und logisch zu erklären.

»Bobby?« rief sie durchs Haus, da vernahm sie auch weiter entferntes Geräusch, als würde jemand einen schweren Gegenstand verrücken.

Unten im Keller?

Hantierte Bobby dort herum?

Sie lief die Kellertreppe hinab und sah schwachen Lichtschein.

Bobby war tatsächlich im Keller.

Im hintersten Raum standen alte Kisten und Koffer, eine uralte Kommode mit Schubladen, da lagen Stoffreste und abgetragene Kleider, gebündelte Zeitungen, fleckige Tagebücher noch aus ihrer Kindheit und tausenderlei Krimskrams, den kein Mensch mehr brauchte, von dem sie sich aber schließlich doch nicht trennen konnte.

»Bobby – um Himmels willen! Was schnüffelst du denn hier unten herum?«

»Ich suche etwas«, erklang die helle Jungenstimme hinter einem Turm gefährlich wackelnder Kisten und Koffer die er zur Seite geräumt hatte.

Es staubte. Bobby rumorte in der hintersten Ecke. Als er den Kopf um den Koffer- und Lumpenberg schob, mußte Susan Failman einen Moment die Augen schließen.

Ihr Sohn war verdreckt, und in seinen Haaren und auf seinen Augenbrauen klebte Spinngewebe.

»Wie siehst du denn aus?« entfuhr es ihr, obwohl sie das ursprünglich nicht sagen wollte.

Die Tatsache, daß Bobby hier kramte, war so bemerkenswert, daß alles andere darunter verblaßte.

»Wie man eben aussieht, wenn man den Keller auf den Kopf stellt.«

»Und warum tust du das?«

Susan Failman kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Es betraf die Spinnweben und das Ungeziefer, mit dem Bobby notgedrungen in Berührung kam, wenn er hier Gegenstände bewegte, die seit einem Menschenalter wohl nicht mehr angerührt worden waren. Die Frau wunderte sich selbst über den Ballast im Keller ihres Hauses.

Bobby wischte sich mit seiner schmutzigen Hand über die Augenbrauen und nahm die klebrigen Spinnfäden ab, die ihm die Sicht versperrten, dann putzte er die Hand an der Hose ab.

Susan Failman fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Bobby konnte die gruseligsten Romane lesen und die unsinnigsten erfinden – aber vor einem hatte er panische Angst: vor Spinnen und Käfern. In frühester Kindheit mußte er mal ein Erlebnis gehabt haben, das ihn auch später noch verfolgte. Sein Unterbewußtsein sorgte dann wie von selbst für Angst.

»Bobby… du hast ja gar keine Angst vor… Spinnen?« entfuhr es Susan Failman.

»Warum sollte ich, Mam? Sie sind doch – meine Freunde…«

Er kroch hinter den Koffern, Kisten und Lumpen hervor und strahlte über das ganze Gesicht.

Die Art, wie er sich bewegte, war natürlich. Mit seinem Bein schien es keine Probleme mehr zu geben.

»Ich suche eine alte Zeitschrift… sie muß noch aus der Zeit stammen, als Großvater in diesem Haus lebte…«

»Es gibt hier hunderte alter Zeitschriften. Sie sind in Bündeln geordnet, und wahrscheinlich fallen die morschen Blätter auseinander, wenn du die Schnur abnimmst. Eine Zeitung aus der Zeit, als Großvater noch lebte… Was willst du denn damit?«

»Du hast mir selbst mal gesagt, daß Grandpa allerlei merkwürdige Sachen las und sammelte – zum Beispiel über Spiritismus und Okkultismus.«

»Ja, das ist richtig. Grandpa hatte eine Schwäche dafür… und du scheinst das geerbt zu haben. Er stand auf der einen Seite mit beiden Beinen im Leben, war ein nüchtern und praktisch denkender Mensch, aber seinen Geisterglauben andererseits konnte ihm auch niemand nehmen. Den hat er wohl aus Schottland mit herübergebracht… Ich

glaube kaum, daß etwas Spezielles noch hier unten liegt. So weit geht dieses ›Keller-Archiv‹ wohl doch nicht zurück.«

»Wenn der Artikel noch da ist, dann finde ich ihn.«

»Und wenn du ihn gefunden hast – was fängst du dann damit an?«

»Ich muß etwas ausprobieren«, erwiderte er ausweichend. »Gleich nachher geht's weiter mit dem Suchen. Es macht Spaß.«

»Ich fürchte, aus der Sucherei heute wird nicht mehr viel.«

»Aber, Mam.«

»Ich möchte nicht, daß du hier unten die schweren Kisten und Koffer hebst, die Schränke verrückst… du mußt immer vorsichtig sein…«

»Aber – das ist vorbei, Mam. Durch Zaneroth…«

»In spätestens zwei Stunden, Bobby, werden wir mehr wissen. Wir müssen uns beeilen. Die Zeit reicht gerade noch, daß wir zum Essen kommen, und dann müssen wir auch schon los. Ich habe einen Termin bei Dr. Henderson. Er will dich röntgen und einige Tests mit dir machen. Aber vorher geht's noch unter die Dusche, mein Freund, du siehst aus, als ob eine Spinne dich als Opfer auserkoren hätte, dich einzuspinnen…«

*

Der Besuch beim Arzt brachte ein Ergebnis, das der Mediziner selbst nicht glauben wollte.

Mehrere Male überprüfte er die Aufnahmen, verglich sie mit denen älteren Datums und begutachtete Bobbys Bein von allen Seiten, maß es, stellte Fragen und wurde dann merkwürdig still. Vor allem dann, als er den aufgeschnittenen Gips sah, den Susan Failman ebenfalls mitgebracht hatte.

Das Gipsbein war fein säuberlich durchgeschnitten.

Doc Henderson konnte sich nicht vorstellen, daß dies mit einem Küchenmesser erfolgt war.

»Ist es auch nicht«, schüttelte Bobby den Kopf, als der Arzt die Sprache darauf brachte, und platzte mit der Geschichte heraus, ehe Susan Failman ihren Sohn bremsen konnte. »Zaneroth hat es mit den bloßen Händen getan… Er ist mit dem Zeigefinger über den Gips gefahren – und er platzte auf… So einfach war das…«

»So einfach war das…«, echote Henderson und blickte den Jungen über den Rand seiner Brille an. »Mhm… und er hieß Zaneroth. Erzähl' mir mehr von ihm.«

Susan Failman glaubte in den Boden versinken zu müssen, als Bobby seine haarsträubende Geschichte zum besten gab.

»Zaneroth also heißt er, und du hast natürlich eine besondere Beziehung zu ihm?« fragte Henderson leise. Man sah ihm an, daß er

sich schwer tat.

»Klar. Ich habe ihn gerufen, und er ist gekommen. Weil ich seinen Namen entdeckt habe. Er besitzt besondere Kräfte. Damit kann er Menschen heilen. So etwas gibt es doch, nicht wahr?«

»Ja, so etwas gibt es«, seufzte Henderson, der mit der Situation nichts anzufangen wußte. Da war die Geschichte dieses phantasiebegabten Jungen, eine Geschichte, die er sich aus den Fingern gesogen hatte. Und da war die Tatsache einer wunderbaren Heilung, für die es keine wissenschaftliche und medizinische Erklärung gab…

»Wie immer es auch passiert ist, Bobby, das ist eigentlich egal. Mit dir ist alles in Ordnung. Du brauchst keinen Gips mehr, keine Medikamente, und du kannst und darfst herumspringen wie jeder andere Junge auch…«

Als sie gingen, raunte Doc Henderson Susan Failman zu: »Ich kann es mir nicht erklären. Beobachten Sie den Jungen genau! Vielleicht steckt hinter all dem mehr, als wir im Moment ahnen…«

*

Alan Kennan und Richard Patrick kamen zur gleichen Zeit und gemeinsam an der Stelle an, die der Verleger von ›Amazing Tales‹ als Ausgangspunkt für ihre Mission erkoren hatte.

Es war hundert Meter vom ›St. John's Hospital‹ entfernt, hinter einer Imbißstube, die einen ausgezeichneten Sichtschutz zur Straße bot.

Bis zum Hospital waren es von hier rund zweihundert Schritte; bis zu dem kleinen Hotel, in dem George Wainling weitere Begegnungen mit betroffenen Personen arrangiert hatte, noch mal so weit.

Das Hotel hieß ›British Hotel‹ und war ein kleines Haus der mittleren Preisklasse.

Patrick steuerte darauf zu.

In der Rezeption saßen zwei Männer in tiefen Clubsesseln und blätterten in Zeitungen.

Patrick steuerte auf die Wartenden zu.

»Mister Lorington und – Mister Marvin Cooner«, stellte Patrick die beiden Herren vor. Den Namen ›Cooner‹ sprach er betont aus. Alan Kennan reichte dem Mann die Hand.

Der Mann, der als Cooner in der Öffentlichkeit auftrat, aber seinen engsten Freunden inzwischen anvertraut hatte, daß er in Wirklichkeit Ronald Myers war, kleidete sich gut und sah gepflegt aus. Er weigerte sich, das Leben des Mannes fortzuführen, der in seine Gestalt geschlüpft war.

Alan Kennan war ein guter Psychologe und hatte im Umgang mit

vielen Menschen gelernt, aus Gesten, Worten und der Art, wie andere ihm begegneten, Rückschlüsse zu ziehen.

Er registrierte sehr schnell, daß das, was ›Cooner‹ sagte, Hand und Fuß hatte. Der Mann war um seine Existenz und seine Identität gebracht worden. Dies war einer von vielen Wegen, den dämonischen Wesenheiten auf der Erde anstrebten. So konnte man Menschen vernichten…

»Er ist hier in der Stadt«, sagte ›Cooner‹ und sah Richard Patrick an.

»Der – falsche Ronald Myers, der Mann, der Ihre Identität übernommen hat?«

»Ja.«

»Und wo?«

»Im ›The Crowns Hotel‹, wo das Treffen meiner Geschäftskollegen stattfand. Seitdem bin ich – wie Sie wissen – auch in der Stadt und habe gewissermaßen alles von einem Logenplatz aus mitbekommen. Ich habe mich nach Clarissas Einlieferung ins Hospital hier einquartiert und sie jeden Tag besucht. Der Mann, der unverschuldet den Unfall herbeigeführt hat, war seither auch jeden Tag da. Von ihm weiß der falsche Myers. Ich habe den Fahrer des Unfallwagens übrigens inzwischen auch kennengelernt und angesprochen. Er bestätigte mir, daß Clarissa nach dem Unfall noch einige Sekunden bei Besinnung war und darum bat, sie noch mal zu überfahren. Der Mann, der sie mit Gewalt an seine Seite brachte und ihr seinen Lebensstil aufzwang, hat sie so weit gebracht…« Der falsche Cooner, dazu verurteilt, in der Gestalt seines Peinigers zu leben, ballte die Fäuste. »George Wainling ist ein hervorragender Rechercheur und besaß mein ganzes Vertrauen«, nahm ›Cooner‹ von dieser Seite den Faden wieder auf. »Sein Unfall ist mir kein Rätsel. Mein Widersacher, der mit dem Teufel im Bund steht, hat hier ganz gewiß seine Hände im Spiel gehabt. Ein Wink mit dem Zaunpfahl! Wenn Wainling nach seiner hoffentlich baldigen Genesung sich wieder hinter die Sache klemmt, muß er wahrscheinlich damit rechnen, daß ein nächster Unfall kurz bevorsteht und er in diesem Fall nicht mehr so glimpflich davonkommt. Und Sie wollen in dieser Zeit George Wainlings Rolle übernehmen und uns alle interviewen und begleiten?« wandte er sich mit diesen Worten direkt an Alan Kennan.

»Zumindest habe ich das vor«, nickte der Gefragte. »Mister Patrick hat mich in den bisherigen Stand der Dinge eingeweiht. Ich glaube, daß wir die Angelegenheit der Öffentlichkeit zugänglich machen werden, sobald wir einige weitere notwendige Erkenntnisse gewonnen haben.«

»Und Sie haben keine Angst? Ich nehme an, Sie wissen auch, auf welche Weise der falsche Myers seine Widersacher und hartnäckigen

Verfolger ausschaltet? Und keiner kann ihm etwas nachweisen. Die Betroffenen sterben einfach – an Herzversagen…«

»Ich werde es schon verstehen, mich in acht zu nehmen. Wissen Sie, wo der Mann, der in Ihrem Körper sein Leben führt, sich in diesem Moment aufhält?«

»Im Hospital«, lautete die Antwort. »Dorthin habe ich ihn vor wenigen Minuten gehen sehen. Aber sicher nicht, um Clarissa zu besuchen, sondern um den Mann unter seine Fittiche zu nehmen, der sich allzu offensichtlich um das Wohl seiner schönen Freundin sorgt… Ich habe das Gefühl, daß sich wieder etwas zusammenbraut.«

»Dann sollten wir schnellstens etwas unternehmen, Mister ›Cooner‹.«

»Sie sprechen so, als hätten Sie den Schlüssel zu meinem Schicksal in der Hand«, flüsterte der echte Myers.

»Vielleicht«, entgegnete Alan.

Er warf bei dieser Bemerkung seinem Begleiter Richard Patrick einen unmerklichen Blick zu, und der Verleger blinzelte ihm nicht weniger unauffällig zu.

Sie verstanden sich beide.

Sie hatten etwas ausgeheckt.

Ob es funktionierte, würden die nächsten zehn Minuten schon zeigen.

*

Im Garten des Hospitals, auf einer Bank hinter Rhododendren-Büschen, saßen zwei Männer.

Der eine war groß, hager, der andere einen Kopf kleiner und elegant gekleidet. Der Kleinere redete ununterbrochen auf den Hageren ein.

»… sie ist tabu für Sie«, sagte der falsche Ronald Myers mit scharfer Stimme und erhob sich. »Ich gebe Ihnen eine letzte Chance. Verschwinden Sie von hier und lassen Sie sich nie mehr blicken! Clarissa wird die Sache überstehen und zu mir zurückkehren. Alles, was Sie glaubten, in jenen Sekunden nach dem Unfall gehört zu haben, war nichts als Einbildung. Sie haben sich verhört. Clarissa wird aufwachen und ihr Leben an meiner Seite fortsetzen.«

»Das möchte ich aus ihrem eigenen Mund hören.« Der baumlange Amerikaner ließ sich nicht irritieren.

»Es ist nicht gut, mein Feind zu sein«, zischte ›Myers‹. Er streckte seine rechte Hand nach vorn. »Und nun sehen Sie mal genau her«, forderte er den Mann auf der Bank auf. »Achten Sie auf meinen Daumen und Zeigefinger. Ich werde sie immer näher zusammenbringen. In dem Moment, wo sie sich berühren, wird Ihr

Herz stehenbleiben…«

»Ich lach’ mich tot!«

»Das Lachen wird Ihnen schnell vergehen. Merken Sie, wie Ihr Herz pocht? Spüren Sie den Druck auf ihrem Brustbein? Ich habe beide Finger erst wenig einander genähert, die Luft wird Ihnen knapp, nicht wahr?«

Der Mann auf der Bank öffnete den Mund. Ein leises Stöhnen kam über seine bleicher werdenden Lippen. Der kalte Schweiß brach ihm aus.

»Was… machen Sie… mit… mir?« gurgelte er kaum hörbar.

Er preßte die Hand auf die Brust und beugte ich leicht nach vorn.

Daumen und Zeigefinger des ihm gegenüber Stehenden waren nur noch einen Millimeter voneinander entfernt.

Myers lachte leise. »An mir ist es, zu lachen. Vor wenigen Sekunden wollten Sie sich noch totlachen, nicht wahr? Nun werden Sie unter Schmerzen sterben! Ich könnte es ganz abrupt machen, aber ich will Ihre Überraschungen genießen. Irgendwann in den nächsten Stunden wird man Sie hier auf der Bank friedlich sitzend finden. Herzschlag werden die Arzte konstatieren… und damit treffen sie den Nagel auf den Kopf. Denn durch meinen Willen ist Ihr Herz stehengeblieben…«

»Es könnte aber auch sein, daß man ihn vorher findet, Myers«, sagte da eine Stimme hinter ihm, und der Angesprochene wirbelte herum.

Ein dunkelhaariger, drahtig aussehender Mann stand vor ihm: Alan Kennan!

*

Der Mann auf der Bank krümmte sich.

Der Druck auf die Brust wurde unerträglich.

Myers brachte die Kuppen von Daumen und Zeigefinger noch immer nicht zusammen, und seine Mordgedanken galten dem Amerikaner auf der Bank und nicht dem Fremden, der vor ihm aufgetaucht war.

»Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?« stieß Myers hervor.

Er war überrascht, und Alan Kennan spielte das vollkommen aus. Er hielt die geschlossene Hand verkehrt herum vor den Engländer hin.

»Ich habe auch etwas in der Hand, Myers. Könnte dich interessieren…«

Alan Kennan ließ die Hand blitzschnell aufschnappen.

Im Tempo lag seine Chance, ehe Myers’ tödliche Gedanken von dem Mann auf der Bank abließen und sich ihm zuwandten. Gedanken konnten ohne Umweg und mit dem entsprechenden todbringenden

Fingerzeichen augenblicklich Kennans Ende herbeiführen.

Myers' Blick erfaßte das rote Etwas, das auf Alan Kennans offener Handfläche lag.

Dann geschah etwas Unvorstellbares…

*

Der Mann, der aussah wie Ronald Myers und fälschlicherweise dessen Leben führte, schien zu wachsen.

Spannung kam in seinen Körper, und er wurde steif wie ein Brett.

Er gurgelte, seine Hände zitterten. Er mußte ungeheure Kraft aufwenden, um Daumen und Zeigefinger zusammenzubringen.

Aber – es nutzte nichts mehr!

Der Zustand des Amerikaners auf der Bank änderte sich schlagartig. Herz- und Atembeschwerden verschwanden.

Auch Alan Kennan erwischte es nicht, wie es in Myers' Sinn war.

Die Rechnung des jungen Amerikaners aus Marlos ging auf.

In seiner Hand lag ein faustgroßer, rubinroter Stein, der wie ein ungeschliffener Diamant aussah.

Ein Auge des Schwarzen Manja!

Eins der letzten Exemplare, die sich im Besitz des Herrn von Marlos befanden und in der Geister-Höhle unter anderen Trophäen gegen die Dämonenbrut aufbewahrt wurden, hatte Alan Kennan mit nach Brighton genommen.

Wenn Marvin Cooner einen Pakt mit einem Dämon geschlossen hatte, der es ihm ermöglichte, diese Rolle zu spielen, die er sich lange Zeit erträumte, dann würde das Dämonische aus ihm verschwinden.

Was aussah wie ein Stein in Alans Hand – war ein versteinertes Auge des Schwarzen Manja, des heiligen Vogels, der auf Xantilon verehrt wurde, als die Menschen dort noch das Paradies auf Erden hatten.

Versteinerte Manja-Augen waren wirksame Dämonen-Abwehrmittel, wie sich ganz eindeutig wieder zeigte.

Myers wand sich am Boden wie im Krampf.

Er lag mit dem Gesicht zur Erde, ein qualvolles Stöhnen entrann seinen Lippen.

Die Farbe seiner Haare veränderte sich, die seiner Haut ebenfalls.

Von seinem Körper löste sich ein kaum wahrnehmbarer, schwefelgelber Nebel. Das Zeichen eines Dämons oder einer dämonischen Kraft, die durch die Aktivität des Manja-Auges aufgelöst wurde.

In wenigen Sekunden ging alles über die Bühne.

Stöhnend wälzte sich Ronald Myers. Der hagere Amerikaner, den er kurz zuvor noch mit dem Tod bedroht hatte, stand wie eine Statue

vor dem Mann, der sich nun erhob – aber nicht mehr so aussah wie zuvor.

Die Kraft, die die äußere Verwandlung herbeigeführt hatte, war eindeutig dämonischer Natur gewesen. Nun war diese dämonische Natur tot, und die Kraft konnte somit nicht mehr wirksam sein.

Der Mann erhob sich und zeigte sein wahres Gesicht.

Das von – Marion Cooner…

*

Er stöhnte, betrachtete seine Hände – und wußte in dem Moment, als eine weitere Person auf der Bildfläche erschien, daß er ausgespielt hatte.

Um den Rhododendren-Strauch herum kam ein gut gekleideter Mann.

Ronald Myers!

Der Mann, der vorhin noch Marvin Cooners Aussehen hatte, besaß jetzt sein wirkliches Erscheinungsbild wieder.

Dick Lorington und Richard Patrick folgten.

Die direkt Beteiligten wußten, wie die Dinge zusammenhingen, und sie waren froh, daß durch den mutigen und entschlossenen Einsatz Alan Kennans eine Gefahr beseitigt war.

Der echte Ronald Myers konnte sein Leben, das eine Zeitlang ein anderer für ihn geführt hatte, wieder fortsetzen.

Er nahm Cooner die Haus- und Wagenschlüssel ab sowie seine persönlichen Papiere.

»Die sind auf meinen Namen ausgestellt, Cooner«, sagte er mit belegter Stimme. »Damit können Sie wohl nichts mehr anfangen. Und nun verschwinden Sie und lassen sich nie mehr in meiner Nähe blicken! Alles wird so weitergehen, als wäre nichts geschehen. Der Polizei die unglaubliche Geschichte zu erzählten, brächte nichts. Führen Sie Ihr Leben weiter, den Anzug aus meinem Schrank können Sie behalten…«

Cooners Augen sprühten Blitze.

Er riß die Hand nach vorn und brachte ruckartig Daumen und Zeigefinger zusammen.

Nichts geschah.

Seine Macht war verschwunden.

Mit dumpfem Stöhnen warf er sich herum und lief den Weg zwischen den Büschen davon.

Ronald Myers faßte Alan Kennan ins Auge.

»Ich kann es noch immer nicht fassen… manchmal kommt mir alles vor wie ein Traum. Ich bin wieder in dem Körper, in den ich gehöre… seit Wochen sehnte ich mich danach und hatte keine

Hoffnung mehr, daß sich an diesem schrecklichen Zustand, der nicht mit Worten zu beschreiben ist, wieder etwas ändern würde… Ich weiß nicht, wie Sie es angestellt haben, die Dinge zu verändern, weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll…«

»Sie brauchen mir nicht zu danken. Es war ein Zufall, daß durch George Wainling Richard Patrick von dem Fall erfuhr, der wiederum mich einweihte. Es war gut und richtig, daß Sie, Myers, sich nicht mit Ihrer Lage abgefunden hatten, sondern dagegen ankämpften. Sie haben über Ihr Problem – so ungewöhnlich es auch war – gesprochen. Und dies hat Ihnen schließlich die Freiheit zurückgebracht. Cooner hat alles verloren.

Aber ich beneide auch Sie nicht.

Da ist Clarissa.

Wenn sie durchkommt, wird sich ihr ganzer Zorn gegen Sie richten, denn nach wie vor muß sie der Meinung sein, daß Sie es waren, die ihr Leben zur Hölle machte und sie schließlich nur noch einen Ausweg im Selbstmord sah. Es wird sehr schwer sein, ihr alles zu sagen…«

»Ich werde es ihr schonend beibringen«, versprach Ronald Myers. »Es gibt einige Berührungspunkte. In jener Nacht, als sie zum erstenmal mit in mein Haus kam, passierte der Rollentausch. Ich kann ihr den Vorgang genau schildern… und meine ›Sinneswandlung‹ wird ganz klar dadurch, daß ich nicht diese diktatorischen Maßnahmen wie der andere Myers ergreife. Er wollte sie versklaven, das war seine dämonische Freude.«

»Es war der Dämon in ihm«, berichtigte ihn Alan Kennan. »Das ist etwas anderes.«

Damit war seine Mission zu Ende.

Alan hoffte auf eine baldige Rückkehr Björn Hellmarks und seiner Freunde, um ihnen von dem Vorfall zu berichten. Auch dies gehörte zur Strategie Rha-Ta-N'mys…sie hatte nicht nur tausend Gesichter, sondern auch tausend Möglichkeiten, Menschen in Gefahr zu bringen, zu quälen und sich Untertan zu machen.

Man mußte diese Wege näher ergründen, um Vorfälle ähnlicher Art in Zukunft zu verhindern.

Alan kehrte auf die unsichtbare Insel zurück, in der Erwartung, Björn Hellmark vielleicht schon anzutreffen.

*

Doch der Mann, an den er dachte, befand sich in einer ausweglosen Situation, ähnlich der, in die Marvin Cooner und Ronald Myers geraten waren.

Doch weitaus schlimmer…

Björn Hellmarks Körper befand sich ganz im Besitz einer dämonischen Macht von der Gespensterwelt Shumo, die eine Hochburg Rha-Ta-N'mys war.

Hellmarks Gesicht – war wie der seiner tapferen Mitstreiter – an einen Ort versetzt worden, den das vom Körper gelöste Bewußtsein nicht wahrnehmen konnte.

Es war ein Ort inmitten des › Unsichtbaren Tempels‹, verborgen zwischen hunderten von Kammern und Sälen, die ein Menschenauge nicht zu registrieren vermochte, die nur der Sinn eines Dämonischen von Shumo erfaßte.

Razzan war nun Björn Hellmark. Und sein Äußeres war es, das die Hilfesuchenden täuschte.

Die beiden Wüstenwanderer hielten sich an den Händen. Als sie den unsichtbaren Korridor entlanggingen, stießen sie plötzlich mit den Fußspitzen gegen einen Widerstand.

Eine Treppe.

Stufe für Stufe gingen sie nach oben und blickten sich mit großen Augen an.

Über ihnen spannte sich der sternenlose Nachthimmel, unter ihnen breitete sich die helle Wüste aus. Und sie hingen dazwischen und schienen zu schweben, konnten aber weder Boden, noch Decke, noch Wände, noch Treppen wahrnehmen. Obwohl sie sie spürten…

Dann sahen sie die Gestalt!

Groß, blond, hoch aufgerichtet…

Die beiden abgerissen aussehenden Eindringlinge blieben abrupt stehen.

»Der ›Töte Gott‹!« entfuhr es dem Wüstenwanderer, und er warf sich auf die Knie und drückte seine fieberheiße, schweißbedeckte Stirn auf den unsichtbaren Boden.

Ainea, seine Begleiterin, tat es ihm nach.

Razzan grinste wie ein Teufel. »Recht so. Wer sich unterwürfig zeigt, darf auf Hilfe hoffen.«

»Wir brauchen deine Hilfe, wir bitten dich darum«, flüsterte der Mann und hob den Kopf.

»'runter mit dem Kopf!« kommandierte Razzan mit scharfer Stimme. »Einem Gott erweist man Respekt… hast du davon noch nichts gehört?«

»Doch, Herr…«, erwiderte der Wüstenwanderer kleinlaut und scheu; er wirkte erschrocken.

Hatte man ihm nicht gesagt, daß der legendäre ›Tote Gott‹ freundlich und hilfsbereit war?

»Ich bin dein Meister«, sagte Razzan scharf. »Ich entscheide, wie und was ich für dich tun kann. Mein Ruf ist mir vorausgeeilt… Sprich', was du über mich vernommen hast…«

»Deine Taten werden an den Lagerfeuern derer besungen, die gegen Rha-Ta-N'my und ihre Schergen kämpfen… Du bist ihr großes Vorbild. Mut und Tapferkeit sind deine Stärke. Das macht dich menschlich und läßt uns nacheifern. Aber wir sind nicht unverwundbar. Kein Feuer kann dich brennen, kein Dämon vernichten, keine Speerspitze dich zu Fall bringen… unerwartet tauchst du auf, zwingst deine Feinde in den Staub und richtest sie auf, die bedroht und verfolgt werden.«

»Das ist noch sehr wenig«, entgegnete Razzan kühl. »Ihr solltet eure Lieder überprüfen und mit neuen Texten versehen.«

»Ich bin glücklich, den Weg zu dir gefunden zu haben… wir haben dein ›Sternenschloß‹ erreicht… keiner kennt den genauen Ort, an dem es steht… es ist nur eine vage Vorstellung… es heißt: geh' durch die Wüste und suche das ›Sternenschloß‹. Wer es findet, ist gerettet, denn die Dämonen und feindselig gestimmte Menschen, die sich mit ihnen verbunden haben, werden ihn nie wieder finden.«

»Dann bist du also aus einem Kampf mit Dämonen davongelaufen, wie?«

»Wir kommen aus dem Dorf Ugarth, zwei Tagesmärsche südlich von Ash Kor, einer blühenden Stadt im hohen Norden der Kristallfelsen… Unser Dorf wurde überfallen von einem Dämonenheer, das von grausamen Kugelköpfen geleitet wurde. Die Männer wurden getötet, viele Familien kamen in ihren brennenden Häusern um, Frauen und junge Mädchen wurden entführt und in die Dämonenlager verschleppt.«

»Du aber konntest entkommen?«

»Ja, Herr. Wir waren mehr als zwanzig. Alle aus unserer Gruppe sind auf dem Weg durch die Wüste, die man ›das Land der Steinernen Zauberer‹ nennt, auf der Strecke geblieben.«

»Das spricht nicht für Mut und Tapferkeit«, mußte der erstaunte Mann aus dem Munde des angeblichen ›Toten. Gottes‹ vorwurfsvoll hören. »Und so eifert ihr mir nach?«

»Verzeih' meinen Widerspruch, Herr… Aber wir kümmerten uns um sie, bis es nicht mehr ging. Sie starben vor Entkräftigung. Das gleiche Schicksal wäre uns zuteil geworden… auch wir sind am Ende unserer Kräfte… haben quasi im letzten Augenblick deine Nähe gefunden.«

»Wo sind die Dämonen geblieben, von denen du gesprochen hast?«

»Sie haben offensichtlich unsere Spur verloren.«

»Und wenn sie doch noch hier auftauchen sollten?«

»Wirst du uns vor ihnen beschützen, denn bei dir haben sie keine Chance.«

»Ich bin groß und mächtig. Du hast es erkannt. Ich bin der Größte. Nichts kommt über mir.«

Das Paar, das auf dem Boden vor dem vermeintlichen ›Toten Gott‹ lag und noch immer nicht wagte, unaufgefordert das Gesicht zu heben, fühlte Unbehagen.

Hatte man ihnen diese legendäre Gestalt nicht ganz anders beschrieben?

Die Arroganz des Mannes, den man den ›Toten Gott‹ nannte, war von einer unbeschreiblichen Eigensucht und einem Geltungsbedürfnis, das keine hohe Entwicklung, sondern eher einen niedrigen Stand geistiger Reife vermuten ließ.

Konnte ein solches Wesen, das so von sich eingenommen war, einem anderen wirklich Hilfe sein?

Der Mann auf dem Boden nickte. »Ja, du bist der Größte…«

»Dann kommt mit… folgt mir!«

Razzan machte auf der unsichtbaren Treppe kehrt.

Es ging zwei Etagen höher. Gleichzeitig wechselte der große blonde Mann die Richtung.

Die Schritte Razzans und der beiden Menschen hallten durch die gewaltigen Korridore, von denen sie sich nur in ihrer Vorstellung ein Bild machen konnten, weil sie das wirkliche Aussehen nicht erfaßten.

Die beiden Wüstenwanderer hielten sich an den Händen.

Sie waren schwach und konnten sich kaum auf den Beinen halten, aber sie rissen sich zusammen.

Sie hatten ihr Ziel erreicht.

Aber – sie fühlten sich nicht ganz wohl in ihrer Haut.

Die Atmosphäre im vermeintlichen ›Sternenschloß‹ gefiel ihnen nicht.

»Hier stimmt etwas nicht«, raunte Ainea ihrem Begleiter zu. »Mir gefällt es hier nicht.«

»Du täuschst dich«, widersprach er, obwohl er ihr im stillen rechtgeben mußte.

»Was ist?« wandte sich da der ›Tote Gott‹ um und blickte sie durchdringend an. »Was habt ihr gesagt?« Razzan bediente sich der Sprache, die allgemein hier auf Xantilon gesprochen wurde und nicht seiner Heimatsprache aus Shumo.

»Wir freuen uns, daß man uns weiterhilft«, sagte der Mann schnell.

»Euch wird sogar sehr schnell geholfen, so soll es schließlich sein.« Razzan triumphierte. Er genoß die Angst, die in den beiden immer stärker zum Vorschein kam.

Der ›Rachen‹ konnte seinen Appetit stillen. Ein Opfer würde er heute bekommen. Die Frau würde er noch zurückbehalten. Aus der Kammer, in der der Geist der Shumo-Dämonen auf einen neuen Körper wartete, konnte ein weiterer abgerufen werden. Ainea war dafür geeignet wie jeder andere organische Körper. Ob Menschen oder Tiere… Shumo-Geist konnte sich überall dort manifestieren, wo er die

größte Effektivität erwartete.

Razzan blieb plötzlich stehen.

In der Dunkelheit vor sich erkannte das Paar andere Gestalten. Offenbar handelte es sich um Schutzsuchende aus anderen Gebieten, die gleich ihnen das ›Sternenschloß des Toten Gottes‹ gefunden hatten.

Die beiden Erschöpften faßten wieder Mut und sagten sich, daß ihr Mißtrauen unberechtigt war. Sie waren körperlich und nervlich am Ende und bildeten sich offenbar etwas ein, was nicht der Wirklichkeit entsprach.

Xantilon ging dem Ende entgegen. Die letzten Tage waren angebrochen. Immer furchtbarere Dinge passierten im Land.

Schrecken, Terror und Tod gehörten zum Alltag. War es da ein Wunder, daß man selbst in der Person, von der man nur Gutes gehört hatte, anfing, einen Feind zu sehen?

Das Paar vernahm das schwere, rasselnde Atmen.

Es hörte sich an, als würde irgendwo in der Nähe ein riesiges Geschöpf liegen.

Aber sie sahen es nicht.

Das Schnaufen hörte sich bedrohlich an.

Der ›Tote Gott‹, der sie hierher begleitet hatte, drückte gegen die Wand rechts neben ihnen. Ein leichter Luftzug war zu spüren, als hätte sich ein Fenster geöffnet.

Das Tor zu einem widerlich riechenden Stall war aufgestoßen worden.

»Dort ist die Rettung… hinein mit dir!« ertönte Razzans Stimme. Mit der einen Hand versetzte er dem Ahnungslosen einen Stoß vor die Brust, mit der anderen riß er dessen Begleiterin zurück.

Der Hilfesuchende taumelte über die Schwelle und fühlte im gleichen Augenblick ein namenloses Grauen…

*

Er lief, so schnell er konnte.

Die Furche war für ihn der Weg, von dem er nicht abwich.

Jim der Guuf, legte keine Verschnaufpause ein.

Instinktiv spürte er, daß jede Sekunde kostbar war. Er hatte keine Vorstellung davon, wie lange seine Freunde schon auf dem Weg waren – und vor allem, welchem Ruf sie ohne ihn gefolgt waren…

Da blieb er abrupt stehen.

Leises Weinen war zu hören. Eine schluchzende, menschliche Stimme.

»Wo… bin ich her? Mam, wie komme ich hier wieder weg? Was ist das für… eine Wüste? Zaneroth… Zaneroth… was hast du mit mir gemacht?«

Das Schluchzen und Weinen verstärkte sich.

Es kam hinter einer flachen Düne vor, die nur wenige Schritte von den Spuren entfernt lag, denen er folgte.

Auf Zehenspitzen näherte sich Jim dem Schluchzen.

Er schlich sich an und sah auf der anderen Seite der Düne eine Gestalt im Sand hocken, die sich die tränenden Augen wischte.

»Ich will weg hier… Zaneroth, hierher habe ich nicht gewollt… ich will zurück nach Tolworth, zurück in mein Zimmer… öffne den Kreis wieder, Zaneroth…« Das stärker werdende Weinen rührte Jims Herz.

Er kam bis auf Armreichweite näher, ohne daß die weinende Gestalt ihn bemerkte.

Der da im Sand hockte und schluchzte, war pelzig wie ein Braunbär und hatte einen dicken Kopf, spitze Ohren, kleine stumpfe Hörner und klauenartige Hände.

Das war kein Mensch – sondern ein Tier?! Aber – es hatte eine menschliche Stimme…

Das Wesen sah abschreckend und gefährlich aus. Mißtrauen stieg in Jims Herz auf.

Doch dann mußte er daran denken, wie er auf andere wirkte, und da gab er sich einen Ruck.

Er ließ seine Vorsicht nicht außer acht.

»Hallo«, sagte er leise. »Nicht erschrecken…«

Aber da war's schon geschehen.

Die pelzige Gestalt fuhr herum und schrie leise.

»Du brauchst keine Angst vor mir zu haben«, fuhr Jim ruhig zu sprechen fort. »Wenn du dich nicht an meinem Aussehen störst, will ich das auch bei dir nicht tun. Ich habe deine Stimme gehört. Du bist sehr traurig…«

Kopfnicken… Die glühenden Augen waren auf Jim gerichtet.

»Ich fürchte mich nicht vor dir… hoffentlich ist es nicht umgekehrt. Denn so, wie ich jetzt aussehe, bin ich in Wirklichkeit nicht. Ich bin Bobby Failman aus Tolworth… Zaneroth hat mich hintergangen. Er hat mir nicht gesagt, daß ich so werden würde wie er, wenn er mich im Zauberkreis der Buchstaben nach Xantilon schickt.«

Zwischen Jims Augen entstand eine Falte.

»Zaneroth? Zauberkreis aus Buchstaben?« fragte er verwirrt und merkte, daß er einem Geheimnis auf der Spur war. Hatte das alles möglicherweise mit dem Verschwinden Björns und seiner Freunde zu tun?

Er mußte eigentlich weiter. Aber die wenigen Worte, die dieser wie ein Grusel-Bär aussehende Bobby Failman gesprochen hatte, weckten seine Neugier. Und durch all die Erlebnisse, die er durch seine Freunde erfahren und die er selbst hatte, lehrte er Dingen auf den

Grund zu gehen.

Hier war jemand in Not geraten, in eine Situation, die er selbst nicht mehr verstand.

»Erzähl' mir mehr davon«, redete Jim freundlich weiter und rutsche an die Seite des seltsamen Wesens. »Du hast den Namen Bobby Failman genannt, hast gesagt, daß du dieser Bobby bist… Was ist mit dir passiert? Erzähl' mir alles über dich… vielleicht kann ich dir helfen«, fügte er tröstend hinzu.

Bobby, dem Zaneroth sein Aussehen mitgegeben hatte, nickte und begann zu erzählen.

*

Es hörte sich alles sehr phantastisch an, und Bobby fürchtete schon, Jim würde ihm nicht glauben.

Aber Jim wußte, wie phantastisch die Wirklichkeit sein konnte. Er hatte seine eigenen Erfahrungen gesammelt.

»Wer immer dieser Zaneroth auch ist«, zog er schließlich das Fazit aus Bobby Failmans Bericht, »er hat es jedenfalls nicht gut gemeint mit dir… irgend etwas bezweckte er damit, daß er deine Stelle eingenommen hat. Er hat seinen Körper mit deinem vertauscht und kann sich frei und ungezwungen unter Menschen bewegen. Dich hat er offenbar belogen. Er wollte dich nach Xantilon schicken, aber er hat nicht erwähnt, daß es mit seinem Körper geschehen würde. Da ist etwas faul, Bobby.«

»Wer bist du, und woher kommst du?«

»Ich heiße Jim und komme aus der Welt, aus der auch du kommst.«

Der Guuf richtete sich auf. Es hatte keinen Sinn, Bobby über alle Einzelheiten zu unterrichten. Er wollte ihn nicht noch mehr ängstigen. Vielleicht gab es auch noch eine Chance für ihn, wenn Jim erst mal herausfand, was aus den Freunden geworden war.

Die Buchstaben, mit denen sich Wörter zusammensetzen ließen, die dann für denjenigen, der sie angewendet hatte, auch Bedeutung gewannen, beschäftigen ihn in diesem Zusammenhang ununterbrochen.

Bobby hatte die Geisterwelt beschworen, eine, die ihn als Werkzeug benutzte und es nicht gut mit ihm meinte…

Rha-Ta-N'my war unerbittlich und suchte ständig nach neuen Wegen, um ihre Macht auf der Erde auszubauen. Solange es nicht gelang, ihr das Handwerk zu legen, würde es keine Ruhe geben.

Jim ließ Bobby wissen, daß es eine Chance gab, in die Heimat zurückzukehren und dem Geist, der ihn überlistet hatte, eins auszuwischen.

»Ich suche meine Freunde, Bobby. Und wenn ich sie finde und wir können zurückkehren, wirst du dabei sein, das verspreche ich dir. Aber auch du mußt mir eins versprechen.«

»Und das wäre, Jim?«

»Dich nicht von der Stelle zu rühren, sondern hier zu warten, wo ich dich gefunden habe.«

»Du kannst dich darauf verlassen.«

Es klang ehrlich.

Bobby hatte zu weinen aufgehört. Er fühlte sich noch immer einsam und verlassen und hätte sich Jim am liebsten angeschlossen, doch das ließ der Guuf nicht zu.

Er wußte nicht, wie dieses Abenteuer noch enden würde.

Es konnte auch alles anders sein. Und dann gab es für sie alle keine Rückkehr mehr.

Aber davon wollte er Bobby gegenüber noch nichts erwähnen.

*

Im gleichen Augenblick, als der Hilfesuchende über die Schwelle in die unsichtbare Kammer gestoßen wurde, geschah noch mehr.

»Zurück!« brüllte eine Stentorstimme.

Die Gestalten, die einige Meter höher auf der unsichtbaren Treppe standen und sich am Grauen der in die Irre geführten Menschen ergötzten, wirbelten herum.

Dann ging es auch schon drunter und drüber.

Ein helles, unangenehmes Pfeifen erfüllte die Luft, die plötzlich in Bewegung gesetzt wurde.

Ein Sturm brach los.

Es schien, als wäre irgendwo eine Tür geöffnet worden und die Zugluft würde durch die endlosen Korridore wehen und dabei eine Kraft entwickeln, gegen die sich die Betroffenen kaum zu stemmen vermochten.

Okar, in der Gestalt Rani Mahays, und die anderen wurden durcheinander gewirbelt wie welke Blätter.

Der Inder flog gegen eine der unsichtbaren Wände. Sein Gesicht war verzerrt.

»Neeeiiinnn!« brüllte Razzan. Sein blondes Haar wehte durch den heftigen Wind wie eine Fahne um seinen Kopf. »Nicht die Kammer! Der Geist der Gefangenen darf nicht befreit werden… noch nicht… die Zeit seit dem Tausch… ist zu kurz! Wer hat das Tor aufgestoßen.?!«

Sein Brüllen ging unter im Heulen des Sturmes.

Ainea kullerte über die Treppe und wollte ihrem Begleiter noch zu Hilfe kommen, aber es war schon zu spät.

Mit langgezogenem Schrei verschwand er vor ihr in der Luft und

das Gurgeln und Schmatzen eines riesigen Maules war selbst im Sturmgeheul nicht zu überhören.

Der ›Rachen‹ hatte sein Opfer angenommen, und das Tor nach außen stand noch offen, weil Razzan nicht mehr dazu kam, es zuzustoßen.

Er stürzte. Etwas preßte seinen Brustkorb zusammen und hinderte ihn am Atmen.

Seine Augen weiteten sich, und er spürte das entweichende Leben, sein Leben, das er in Björn Hellmarks Hülle für kurze Zeit geführt hatte.

*

Nur wenige Sekunden währte das Brausen.

Das entfachte Inferno legte sich ebenso schlagartig, wie es begonnen hatte.

Die Menschen lagen überall in den Korridoren und Etagen, zwischen unsichtbaren Wänden verstreut.

Keiner rührte sich.

Sie lagen da wie tot.

Nur eine einzige Gestalt, am unteren Ende der Treppe, kroch langsam und mühevoll Meter für Meter weiter, schluchzte und war am Ende ihrer Kraft. Dennoch gab sie nicht auf, aus dem vermeintlichen, verfluchten Sternenschloß, das sich als eine Todesfall herausgestellt hatte, zu entkommen… Es war Ainea.

In der Etage, wo Okar und die anderen dem Opfer-Schauspiel zusehen wollten, lösten sich aus dem dunklen Hintergrund zwei Menschen in schnellem Schritt.

Ein Mann und eine Frau.

Er groß, muskulös, blond, hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Mann, der Björn Hellmark heißt. Ein dichter blonder, mit grauen Fäden durchwirkter Vollbart rahmte sein männliches Gesicht. Der Mann hielt ein Schwert in der Rechten.

An seiner Seite bewegte sich eine Frau von betörender Schönheit. Groß, langbeinig, weizenblondes Haar, das im Nacken zusammengebunden war und breit und dicht auf die zart gebräunten Schultern fiel.

Nach dem infernalischen Krach war Stille eingekehrt – aber es war keine absolute Stille.

Das Schnaufen und rasselnde Atmen des Ungetüms, das in diesem Todestempel hauste, war laut und deutlich zu hören.

Es kam unaufhaltsam näher.

Das mit Schwertern bewaffnete Paar stürmte auf die vermutete Wandöffnung zu, die auch sie nicht sehen konnten.

Die Frau streckte ihr Schwert aus.

Im gleichen Augenblick fühlte sie Widerstand.

Etwas schlug dagegen und zuckte in die Höhe, und was eben noch unsichtbar gewesen war, wurde sichtbar.

Ein unglaubliches dämonisches Wesen schälte sich wie eine schreckliche Offenbarung aus dem Nichts.

Ein Tentakel, dick wie ein Baumstamm und vorn geöffnet wie ein feuchter, roter Schlund, ragte schnaufend über den unsichtbaren Boden und schien darüber zu schweben.

Aus der Tentakelöffnung kam das furchtbar sich anhörende Sauggeräusch.

Hinter dieser einen Tentakel zeigten sich weitere, die zu einem klobigen, kolossalen Leib gehörte, der einen Durchmesser von mindestens dreißig Metern hatte und vor dem die beiden Menschen klein und verloren aussahen.

Die Frau mit dem Schwert zeigte keine Furcht.

Das Schwert, war es, das ihr Sicherheit verlieh. Aus ihm kam die Kraft, das Unheil-Geschöpf sichtbar zu machen und gleichzeitig zu vernichten.

Schwefelgelber Nebel waberte über den baumstammdicken Tentakel, der sich atmend öffnete und schloß.

Die dunkle, schleimige Oberfläche des vorderen Tentakels wurde mürbe, zerfloß wie ein Brei und löste sich gleichzeitig in schwefelgelben Dampf auf.

Wie eine Kettenreaktion ging es weiter.

Der gelbe Dampf fraß sich rasend schnell in dem unförmigen Leib des Kolosses weiter. Mehrere lautlose Explosionen erfolgten und ließen den Leib zerfallen.

Der aufsteigende gelbe Nebel verdichtete sich. Er stieg senkrecht empor, nahm eine kantige Form an und erinnerte an einen durchsichtigen Kristall, in dem sich eine Gestalt zu bilden begann.

Die Körperteile des unförmigen Dämons, die zuvor zerfallen waren, zeigten sich farblich verändert und dem durchsichtigen kristallartigen Gebilde, das mitten in dem riesigen Korridor des ›Unsichtbaren Tempels‹ entstand.

Wie Einschlüsse in verfestigten Harztropfen, die in Wasser fielen und kleine Insekten einschlossen – so erschienen die Teile des Dämons wieder in dem sich härtenden Kristall.

Scheinbar mitten in der Luft entstanden mehrere stalagmitenartige Gebilde, wie ein Mahnmal des Grauens, in dem reglos und versteinert Teile eines Geschöpfes versiegelt waren, das nicht von dieser Welt stammte…

*

Der Koloß war zerlegt wie von hunderten von Schwerthieben, und ebensoviele Stalagmiten ragten jeweils zweieinhalb bis drei Meter hoch in dem nächtlichen Himmel.

Sie standen auf dem unsichtbaren Untergrund, eine eigenartige Formation von glasklaren Steinen mit Einschlüssen.

Das unheimliche Atmen, das zuvor fast den ganzen Tempel erfüllt hatte, war verstummt.

Das dämonische Ungetüm war tot, der Wüstenwanderer, Aineas Begleiter, war leider noch sein Opfer geworden.

Das Paar ging von einem zum anderen.

Der bärtige blonde Mann beugte sich über Björn Hellmark, dessen Atmen langsam wieder einsetzte.

Plötzlich entspannte sich die Miene des Bärtigen, und in seine Augen trat ein freudiger Ausdruck.

Der Geist, den die Shumo-Dämonen in einer der unsichtbaren versiegelten Kammern aufbewahrt hatten, war in Hellmarks Körper zurückgekehrt.

Und auch die anderen begannen sich zu regen…

*

Björn schlug die Augen auf.

Er fühlte sich wie gerädert und hatte das Gefühl, aus bleiernem Schlaf zu erwachen.

Er konnte sich an nichts erinnern.

Zwischen dem Sandsturm und dem Erwachen schienen Welten zu liegen.

Was war in der Zwischenzeit geschehen? Wie lange lagen die Ereignisse zurück?

Er konnte nicht sofort ein klares Bild empfangen.

Seine Augen waren verschleiert, und er nahm verschwommen die Umrisse eines Gesichtes wahr, das sich über ihn beugte?

Rani? Carminia?

Nein, doch nicht so fremd… irgendwie kam es ihm bekannt vor.

Sein Blick klärte sich.

Freundliche blaue Augen, eine gerade Nase… männlich markante Züge… er veränderte das Gesicht, das er kannte.

Der Mann, der sich über ihn beugte, war älter als derjenige, den er kannte. Das machte mindestens zwanzig Jahre aus.

»Harry?« murmelte er schlaftrunken. »Harry… Carson?!«

Da lachte das über ihn gebeugte Gesicht befreiend.

»Ja, Björn… ja, ich bin’s!«

*

Es kam ihm alles vor wie ein Traum.

Und nicht nur ihm – sondern auch den anderen. Rani, Danielle, Carminia, Arson und Whiss…

Sie alle waren wieder erfüllt von ihrem Bewußtsein und konnten sich nicht daran erinnern, wie sie hierher gekommen waren.

Björn Hellmark und Harry Carson fielen sich um den Hals.

Hellmark stellte seine Begleiter vor, Harry seine Begleiterin.

Noch ehe er etwas sagen konnte, winkte Björn ab.

»Ich glaube, ich weiß, wem wir unsere Rettung zu verdanken haben«, sagte er leise und ging auf die außergewöhnlich schöne blonde Frau zu, die ein blaues Phantasiegewand trug.

»Sie gehört nicht zu den Normalsterblichen«, murmelte Hellmark. »Sie ist nicht älter geworden seit damals, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe… als göttlich schönes, lebensechtes Standbild… und dann als einer Erscheinung in jener Nacht, als mir dieses Schwert überreicht wurde – das ›Schwert des Toten Gottes‹… ein magisches Schwert aus der Hand einer Zauberin – der Schönen Daiyana…«

Sie lächelte und reichte ihm die Hand, die er ergriff.

Sekundenlang standen sie sich schweigend gegenüber.

Da räusperte sich jemand dezent hinter ihm.

»Ich bin auch noch da, alter Schwerenöter«, meldete sich Carminia Brado verhalten. »Bisher hattest du doch eine Schwäche für Schwarzhaarige, nicht wahr? Wenn du ein Schwert aus ihrer Hand entgegen nimmst, kann ich das noch respektieren, aber daß du ihre Hand solange hältst, das muß eigentlich nicht sein…« sprach sie eifersüchtig.

*

Harry Carson, zwanzig Jahre älter als zu der Zeit, als Macabros, Hellmarks Doppelkörper, ständig mit ihm unterwegs war, grinste wie ein großer Junge.

»Daiyana gefiel ihm schon damals«, verriet er augenzwinkernd. »Aber ich hatte ihm prophezeit, daß ich mich auf die Suche nach ihr machen würde… und ich habe sie auch gefunden. Seit zwanzig Jahren sind wir zusammen. Mir sieht man diese Zeit an. An einer Zauberin aber geht sie spurlos vorüber.«

In knapper Form erzählte er von einer abenteuerlichen Odyssee durch die barbarische, dämonenverseuchte Welt Xantilons, nachdem er zeitversetzt aus der Wahnsinnskugel herausgekommen war.

Vielen Gefahren hatte er getrotzt, hatte reguläre Kämpfe und Abenteurer unterstützt, die sich gegen den Machtanspruch der

Dämonen stellten.

Bei einem Kampf mit den Mächten des Bösen, war er mit Daiyana zusammengetroffen, die die Schergen und Söldner Rha-Ta-N'mys hart attackierte. Daiyana verwandelte mit ihrem Zauberschwert viele Dämonen in steinerne Abbilder, die überall auf der Insel zu finden waren, wie Harry Carson zu berichten wußte.

Er wich nicht mehr von der Seite der schönen Zauberin, und sie wurden Mann und Frau.

»Auch von dir, Björn, sprachen wir oft, von den Abenteuern des ›Toten Gottes‹, wie der Volksmund dich zu nennen pflegt.« Harry meinte damit jene Abenteuer, die in erster Linie Hellmarks Zweitkörper Macabros in der Vergangenheit dieses Urkontinents zu bestehen hatte. Durch Macabros' Unverwundbarkeit war die Legende vom ›Toten Gott‹ geschmiedet worden.

Die staunenden Zuhörer, die mit Gigantopolis nach Xantilon ' zurückgekommen waren, erfuhren aber noch mehr. Dinge, die ihre eigene Situation betrafen.

»… wir haben den infernalischen Sturm von unserem Schloß aus beobachtet«, fuhr Harry fort. »Wir wußten sofort: hier geht etwas Besonderes vor, Rha-Ta-N'my hat mit Hilfe der Shumo-Geist-Dämonen etwas in Gang gesetzt. Wir machten uns sofort auf den Weg und beobachteten euch. Ihr wart nicht mehr ihr selbst. Die körperlosen Geister, die in dem ›Unsichtbaren Tempel‹ hier in der Wüste auf Opfer warteten, erhielten den Befehl, sich eurer Körper anzunehmen. Der Tausch erfolgte zur gleichen Zeit und war nur möglich, als ihr – durch die Wucht des Angriffs – völlig betäubt wart. Ihr seid Rha-Ta-N'mys Kraft direkt begegnet. Die Shumos übernahmen euch, wie gesagt. Euer Geist wurde in den gleichen Kammern, in denen sie lauerten, gewissermaßen hermetisch unter Verschluß genommen.

Der Rest ist schnell erzählt.

Schon seit geraumer Zeit wissen wir von diesem unsichtbaren Tempel, konnten aber nichts gegen ihn ausrichten und die Feinde, die darin lauerten, nicht vernichten.

Erst durch eure Ankunft war dies möglich.

Razzan und Okar, die beiden obersten Shumo-Dämonen, und all die anderen, waren durch die Übernahme eurer Körper auch an gewisse irdische Gesetzmäßigkeiten gebunden.

Während ihnen vorher nichts entging, was rings um den Titanentempel vorging, waren sie nun mit euren Sinnen ausgestattet und damit zu überlisten.

Durch einen der zahlreichen Seiteneingänge schlichen wir in den Tempel und öffneten in dem Moment, als alle Aufmerksamkeit den beiden hilfesuchenden Wüstenwanderern galt, die Tür zu der Kammer, in dem euer Geist gefangen gehalten wurde.«

»Wir haben davon nichts gespürt«, murmelte Björn nachdenklich. »Ich kann mich an nichts erinnern…«

»Das ist kein Wunder, mein Freund… ihr habt in Geistform zwar weiterexistiert, aber keinerlei Wahrnehmungsvermögen besessen. Da war nichts als eine einzige große Leere.«

Rani und die anderen bestätigten dies nickend.

»Als wir das Tor zur Kammer aufstießen, konnten eure Geister entkommen und verbanden sich wieder mit den Körpern, die zu ihnen gehörten. Die fremden Eindringlinge wurden verscheucht – und gingen, da die Zeit, sich in euren Körpern heimisch einzurichten, nur kurz gewesen war, augenblicklich zugrunde. Mit ihnen die anderen Shumo-Geistern', die aus der Kammer getrieben wurden, ohne in eigener Wahl zuvor einen Körper besessen zu haben. Auch der Gigantendämon war ausschlaggebend für ihren Untergang.

Daiyana konnte die allgemeine Verwirrung nutzen, ihn auszulöschen. Er war das Herz dieses Tempels und damit das Herz des Lebens der körperlosen Geister.

Viele Dinge sind glücklicherweise zusammengekommen, um diesen Sieg zu ermöglichen. Leider konnten wir das Leben eines Opfers nicht mehr retten… des Mannes, der sich Schutz und Hilfe versprach und durch Razzan dem Ur-Dämon vorgeworfen wurde. Wir kamen einige Sekunden zu spät… nicht du hast dies verursacht, sondern Razzan der deinen Körper benutzte.«

Daiyana und Harry kannten auch die Erklärung dafür, daß Jim, der Guuf, nicht bei ihnen war und Rani die Dämonenmaske und Björn sein Schwert offensichtlich in Gigantopolis zurück gelassen hatte.

»Jim ist ein Guuf«, meinte Harry Carson, »ein Guuf-Bewußtsein ist normalerweise für den Geist eines Shumo-Dämons nicht auswechselbar. Jim wurde nicht ›besetzt‹, er muß noch in Gigantopolis sein.«

»Ich seh' sofort nach«, entschied Hellmark.

Er hatte es am einfachsten, diesen Wunsch ohne größeren Aufwand zu erfüllen.

Er ließ seinen Doppelkörper Macabros entstehen und materialisierte im sandüberfluteten Thronsaal von Gigantopolis.

Macabros fand die Dämonenmaske und das ›Schwert des Toten Gottes‹ auf Anhieb. Von Jim jedoch nur die Fußspuren, denen er folgte…

*

Während Macabros durch die nächtliche Wüste wanderte, erfuhren Björn und seine Begleiter von dem legendären ›Sternenschloß des Toten Gottes‹, und was es damit auf sich hatte.

Es lag noch weiter westlich.

Man mußte die Wüste durchwandern, um hinzukommen.

Die Wüste ging über in eine steinerne Treppe. Ein schmaler, schlangengleich gewundener Pfad führte auf einen zerklüfteten Felsen.

Darauf stand das Schloß, Unsagbar schön, einladend, mit vielen Türmen und Erkern.

»Wie das Schloß eines – Zauberers«, entfuhr es Carminia Brado.

»Oder – das einer Zauberin«, berichtigte Harry Carson lächelnd. »Daiyana hat es erschaffen. Seit zwanzig Jahren ist es unsere Heimat und Auffangstation für alle, die Schutz und Hilfe suchen und Xantilon verlassen wollen, ehe es untergeht…«

Der Pfad war zu beiden Seiten flankiert von mächtigen, durchsichtigen Steinen, in denen Dämonen eingeschlossen waren.

»Sobald einer sich dem Pfad nähert, und Daiyana spürt ihn auf, ist er verloren«, berichtete Harry Carson stolz. »Das ›Sternenschloß‹ ist ein sicherer Zufluchtsort.«

Sie kriegten ihn zu sehen.

Es war ein Schloß besonderer Art.

Auch daß es das › Sternenschloß des Toten Gottes‹ hieß, wurde erklärt.

»Zur Erinnerung an den besten Freund, den ich jemals hatte und den ich noch mal wiedersehen durfte«, sagte Harry Carson, und eine gewisse Wehmut lag in seiner Stimme. »Seinem Andenken zuliebe habe ich es das ›Sternenschloß des Toten Gottes‹ getauft. Auch – aus Dankbarkeit.«

»Wieso aus Dankbarkeit?«

Die größte und ungeheuerlichste Entdeckung seines Lebens stand Björn Hellmarks bevor.

In dem Moment, als er die Gemälde sah, die die Korridore und die Wände des Speisesaals zierten. Die Motive zeigten Szenen aus Caiyanas und Harrys Leben.

Sie zeigten sie auch – zusammen mit einem Jungen.

Hellmark sah ihn auf den Bildern in verschiedenen Altersstufen.

Als Kind, Jüngling, als Kämpfer auf einem edlen weißen Pferd, bewaffnet mit einem Schwert, das in die Geschichte Xantilons eingehen sollte.

»Er ist jetzt ungefähr zwanzig«, sagte Harry Carson leise, und ein rätselhaftes Lächeln umspielte seine Lippen. Daiyana die Zauberin, hatte das Lächeln einer Sphinx. »Er ist unser ganzer Stolz. Sein Name ist – Kaphoon…«

*

Dieser Worte hätte es nicht bedurft.

Die Ähnlichkeit des zwanzigjährigen Kaphoon mit Björn Hellmark war frappierend und unübersehbar.

Björn Hellmark lebte zum zweiten Mal. In einem früheren Leben hieß er Kaphoon – und ein unglaubliches, einmaliges Schauspiel ließ *es* zu, daß er dem Paar begegnete, dem er sein erstes Leben zu verdanken hatte.

Daiyana und Harry Carson waren Mutter und Vater seiner ersten Existenz als Kaphoon!

*

Seine Ankunft im Sternenschloß wurde Empfang, Triumph und Abschied zugleich.

Er erlebte die Wirkungsweise des Schlosses.

Hier blieb niemand zurück. Nach zwanzig Jahren Hilfe, die Daiyana und Harry den Flüchtlingen zuteil werden ließen, wäre das Schloß übervölkert gewesen.

Aber sie lebten allein darin.

Das Sternenschloß war das magische Tor auf andere Kontinente, die nicht vom Untergang bedroht waren. Menschen aus Xantilon wurden in andere Völker eingeschleust und würden später nicht mehr wissen, wo ihre Wiege wirklich stand.

»Xantilon wird untergehen«, sagte Daiyana traurig, und sie standen alle beisammen in einen Turmzimmer, von dem aus der Blick weit über den Unendlichen Ozean führte. »Das Sternenschloß, die Erinnerung an Kaphoon und eine kleine Insel namens Marlos aber werden bleiben. Das Sternenschloß wird in dem Moment, da Xantilon untergeht, im Nirgendwo mit uns verschwinden. Wo unsere neue Heimat sein wird, weiß noch niemand von uns… aus Xantilon wird sich ein großer Teil lösen und einen zusätzlichen Krater in der zerbrechenden Insel bilden. Dieses herausgebrochene Land wird eines Tages auf der Erde auftauchen und zu einem unsichtbaren Eiland werden. Marlos… Und Kaphoon wird wiedergeboren werden… in dir und wird den Kampf, der auf dieser Insel für keine von beiden Seiten zum Erfolg führte, in eine andere Zeit und auf einer anderen Erde fortsetzen… Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ wird er seinen Feinen zu Leibe rücken. Die Waffe ist nur ein Hilfsmittel. Er wird deren viele haben. Vor allem – treue Freunde, die ihm zur Seite stehen werden, die Aufgabe zu meistern.«

Xantilons Untergang stand nahe bevor.

Überall im Land fielen die letzten Bastionen. »Rha-Ta-N'mys und Molochos' Heere wüten«, setzte Harry Carson die Ausführungen seiner Frau fort.

»Aber – Molochos ist tot!« ließ Hellmark den Abenteurer Carson

wissen. Er berichtete, was sich in der Zeit, aus der er kam, zugetragen hatte…

Harry nickte. »Das alles mag schon seine Richtigkeit haben. Hier erlebst du das Paradoxon der Zeit… Hier in der Vergangenheit Xantilons sind Molochos’ Taten unauslöschbar. Es sei denn, du würdest ihn töten und dann für alle Zeiten hier bleiben. Nur so – und nicht anders – könntest du Xantilons Untergang verhindern. Aber deine Aufgabe liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Eigenzeit, in die du neu hineingeboren wurdest.

Dort hast du Molochos ausgeschaltet. Dort kann er nicht mehr schalten und walten, wie er will, und Rha-Ta-N’my muß sich etwas Neues einfallen lassen…«

»Kommt mit nach Marlos!« schlug er ihnen dann vor.

Harry und Daiyana lächelten. »Unsere Aufgabe hier ist noch lange nicht beendet.«

»Wenn sie beendet ist…«

»Steht uns die Reise mit dem Sternenschloß bevor.«

Björn erlebt die Wichtigkeit von Daiyanas und Harrys Aktivitäten.

Ainea, das Mädchen, das mit ihrem Freund die Wüste durchwandert hatte und in die unsichtbare Falle ging, kam in den Genuß der Rettung.

Der höchste Turm, der genau das Zentrum des magischen Schlosses bildete, war das Tor zu einem anderen Kontinent.

Die Wände des Turmes waren schwarz und glatt und sahen aus wie geschliffene, polierte Marmorblöcke.

Ainea wurde darauf hingewiesen, daß ihre Flucht aus dieser Welt endgültig und nicht rückgängig zu machen sei. Irgendwo auf einem anderen Kontinent der Erde würde sie – ohne die direkte Konfrontation mit den Dämonen – ihr Leben fortsetzen. Außerdem entgehe sie mit Sicherheit Xantilons Untergang…

Ainea wollte dies und verschwand aus dem schwarzen Turm, als hätte der Boden sie verschluckt.

*

Viele Dinge kamen in den Stunden, in denen sie zusammen waren, aßen und tranken, zur Sprache.

Auch der Tod Kaphoons, des Sohnes von Daiyana und Harry Carson, wurde erwähnt.

Björn hatte den Tod des großen, legendären Kämpfers, der jetzt wieder unterwegs war, in einer Zeitversetzung erlebt.

Doch da klärte Harry Carson diesen Irrtum auf.

»Von treuen Gefährten wurde ein Grabmal zum Gedenken an Kaphoon errichtet. Kurz vor dem Untergang wird auch Kaphoon* die

Insel per Schiff verlassen und auf einem anderen Kontinent ein neues Leben beginnen. So hat das Schicksal es bestimmt…«

Macabros traf mit Jim ein, und es wurde ein großes Hallo. Durch Jim erfuhren sie von dem Jungen namens Bobby Failman, der ein seltsames Erlebnis hatte und offenbar einen Komplott der Finsternis zum Opfer gefallen war.

Diese Nachricht beschleunigte den Aufbruch der Freunde und den Abschied.

Sie schlossen sich in die Arme.

Wie es schien, hielt Hellmark Daiyana besonders lange fest.

»Keine Sorge, Schoko«, sagte der Herr von Marlos dann lächelnd. »Ich halte nur meine Mutter im Arm… es ist alles ganz unbedenklich…«

Macabros verkürzte den Weg zurück in die Fliegende Stadt, von der er hoffte, daß sie sich nun – nach dem Ende des Einflusses der Geister aus Shumo – wieder in Bewegung setzen ließ.

Mit seinem Doppelkörper versetzte Björn Hellmark alle seine Begleiter in den Palast.

Dann suchte er zusammen mit Whiss die Stelle auf, wo der veränderte Bobby Failman wartete. Bobby hatte inzwischen auch Macabros kennengelernt, der auf dem Weg durch die Wüste auch auf ihn aufmerksam geworden war.

Whiss sah sich zwischenzeitlich im Palast um.

»Die Reparaturen kriegen wir hin – und große Sandschipp-Aktionen können wir auch unterlassen. Kleinigkeiten für einen Kerl wie mich…«

Das stellte er mal wieder unter Beweis.

Er fuhr drei seiner Noppen aus, und die Para-Antennen funktionierten einwandfrei. In gewaltigen Bahnen wurden Unmengen von Sand aus den Palastfenstern geschleudert.

Mit Hilfe seiner Para-Kräfte entfernte Whiss in kurzer Zeit Unmengen und flickte dann ebenfalls parapsychisch die Fenster wieder zusammen, in dem er sämtliche Splitter aneinanderfügte.

Arson, dem Mann mit der Silberhaut, fielen fast die Augen aus dem Kopf.

»Und da läßt der Kerl mich an dem Zeitschiff herumbasteln!« sagte er fassungslos. »Dabei kann ein Gedanke von ihm mehr zusammenflicken als zehn Hammerschläge von mir. Warum hast du denn nicht gesagt, daß…«

»Daß ich dir helfen könnte?« krähte Whiss.

»Ja!«

»Du hast mich erstens nie danach gefragt und zweitens hab' ich nicht gewußt, daß du es so eilig hast, von uns fortzukommen. Aber wenn wir heil auf Marlos ankommen, können wir mal ernsthaft über

die Sache reden.«

*

Sie kamen ohne Zwischenfall und heil dort an.

Das erste, was Hellmark tat, er versetzte sich mit dem verwandelten Bobby Failman nach Tolworth in die angegebene Wohnung. Und Jim kam mit.

Bobbys Bett war leer.

Im Zimmer auf dem Teppich lag der Kreis aus Buchstaben. Darin konnte man deutlich das zusammengefügte Wort ›X-A-N-T-I-L-O-N‹ erkennen.

Es war Nacht in Europa.

Im Haus war alles totenstill.

Wo war Zaneroth jetzt?

Der Kreis und die Buchstaben hielten ihn am Leben. Das war Björn klar, nachdem er sich nochmal genauestens nach dem Vorgang erkundigt hatte.

Da traf er seine Entscheidung.

Er legte im Innern des Kreises die Buchstaben so herum, daß sie das Wort ›Z-A-N-E-R-O-T-H‹ ergaben. Dann zerstörte er den Kreis.

Was geschah, war unheimlich.

*

Alle Buchstaben-Plättchen begannen in wildem Licht zu glühen. Sie zerfielen zu Staub und lösten sich auf.

Nur wenige Meter von ihnen entfernt – geschah das gleiche mit Zaneroth in der Gestalt Bobby Failmans.

Zaneroth wühlte zwischen alten Zeitungen und suchte bestimmte Texte zu nächtlicher Stunde, da niemand ihn beobachten konnte. Ihn ereilte das Schicksal… Wie die Buchstaben-Plättchen zerfielen, so zerfiel Zaneroth.

Der Körper des Jungen schälte sich wieder unter dem braunen Pelz heraus. Bobby Failman bekam oben in seinem Zimmer wieder seine menschliche Gestalt.

Überglücklich fiel er Hellmark und Jim um den Hals. Flüsternd mußten sie ihm versprechen, ihn recht bald wieder zu besuchen.

Jim gab sein Ehrenwort, daß er es oft tun wollte, denn er hatte das Gefühl, einen neuen Freund gewonnen zu haben, einen, der ihn akzeptierte, so, wie er war…

Und Björn Hellmark nahm sich vor, der Spur des Päckchens nachzugehen, denn seine Herkunft war nach wie vor ein Rätsel…

*

Am nächsten Morgen. Susan Failmans Alltag begann.

Zuerst zu Bobby. Der klagte wieder über leichte Schmerzen im Bein. Die junge Frau mußte mit ihm zum Arzt. Der stellte fest, daß das gleiche Leiden sich wieder bemerkbar machte…

»Offenbar war die plötzliche Heilung nur eine vorübergehende«, sagte Doc Henderson, und sein Weltbild kam langsam wieder ins Lot. »Wir müssen weiter behandeln, und es wird leider seine Zeit in Anspruch nehmen…«

»Macht nichts«, winkte Bobby ab. »Langweilig wird es mir bestimmt nicht. Ich habe einen neuen Freund«, beichtete er seiner Mutter auf dem Weg nach Hause.

»So. Wie heißt er denn? Wieder Zaneroth?«

»Von dem Kerl will ich nichts mehr wissen, Mam. Der hat mich hintergangen… Nein, er heißt Jim, schlicht und einfach Jim. Ein prima Kerl!« Und dann beschrieb er ihn.

Dabei beließ er es jedoch nicht.

Er erzählte von einer fremden Insel namens Xantilon, auf die er in der Gestalt von Zaneroth versetzt worden wäre und von einem Mann namens Björn Hellmark, von Whiss, einem kleinen Kerl, der weder Mensch, noch Vogel sei und allerlei Unsinn im Kopf hätte, von den Freunden Björn Hellmarks, von einer Fliegenden Stadt und einer unsichtbaren Insel…

Aber Susan Failman glaubte ihm kein Wort.

ENDE